

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 5060/73	Best. ZS/A2
Rep.	Kat.

/ 10

ZS/A-2 / 10 - 2

Abchrift

ZS A-2 / 10 - 3

N.N. LAUSCHTINSCHIN

Petersheim bei Niesky O/L., den 5.8.1945

Liebe Brüder, es will mir scheinen, als ob die Möglichkeit, Euch einen Brief zu senden, bald kommen wird. Da möchte ich, dass der Bericht über die letzten 6 Monate, den ich Euch geben möchte, fertig ist, wenn die erste Post nach Berlin oder Breslau geht. Ich war gleich am Anfang so-
 gen, dass es eine schwere, aber geeignete Zeit war. Eine Zeit voller Angst und Not, aber auch angefüllt mit Erweisen der Liebe und Erbarmigkeit Gottes, wie keine andere in meinem Leben. Als am 10. Februar der Gottesdienst zu Ende war, sagte ein Ältester: Das wird wohl für lange Zeit der letzte gewesen sein. Er hatte Recht. Der nächste Gottesdienst in unserer Tiefenfurter Kirche war am ersten heil. Pfingsttag, am 11. Februar wurde Tiefenfurt und das ganze Kirchspiel evakuiert. Ich war den ganzen Tag bei den Leuten, die sich auf dem grossen Dorplatz gesammelt hatten, um auf ihren Abtransport zu warten. Als dieser sich bis in die späten Nachmittagsstunden hinzog, sorgten wir dafür, dass sie etwas Warmes zu essen bekamen. Aber schon an diesem schrecklichen Tage zeigte sich wie aufgeschossen die Menschen für den Trost des Wortes Gottes waren. Sie hungerten nicht nur nach Brot und Suppe. Als die letzten Wagen fort waren, ergab sich, dass nur ein Teil der Gemeinde das Dorf verlassen hatte. Von 3000 Seelen blieben knapp 1000 zurück, darunter viele alte und Kranke. Da beschloss auch ich, zu bleiben und die Kommande mit dem Rest meiner Gemeinde zu erwarten. Ich ahnte damals nicht, wie schwer diese Kommande sein würde. Am denselben Tage verliessen auch alle Behörden und Amtswalter den Ort, doch blieben auch einige P.G.'s zurück. Am nächsten Tage zogen unsere Leute zueinander. Es war ihnen unheimlich, so allein in dem verlassenen Dorf zu sein, wo weithin in den Häusern kein Mensch mehr wohnte und kein Kaufmann mehr seinen Laden offen hatte. So kamen auch ins Pfarrhaus 21 Männer, Frauen und Kinder. Wir lebten gemeinsam, aßen miteinander und schliefen alle zusammen in der Küche, indem wir auf Tücheln, Kisten und Koffern saßen. Die nächsten Nächte kamen wir nicht mehr aus den Kleidern. In diesen Tagen kam deutsches Militär ins Dorf und fing an, in den verlassenen Häusern zu plündern. Bald sah es furchtbar in unserem Dorf aus. Überall lagen zerbrochene Nachgläser, Bücher und Einrichtungsgegenstände herum. Die Türen zu den Häusern und Stuben waren weit auf, die Fenster teilweise zerbrochen. In diesen Nächten brannte auch das erste Haus ab. Am Donnerstag, den 18.2. kamen 30-Soldaten und trieben uns aus unseren Wohnungen heraus. Wir sollten auf Lastwagen weggebracht werden. Auf Bitten meiner Gemeindeglieder, die nicht weggehen wollten, ging ich zum Divisionskommandanten und bat ihn um die Erlaubnis, im Dorf bleiben zu dürfen. Er riet mir zwar sehr ernst ab, aber er erlaubte es schliesslich. Am folgenden Tage rückte das deutsche Militär ab. Die Russen näherten sich, und es fanden schwere Kämpfe in Heiligensee statt. Bei diesen Kämpfen schlugen auch 2 Granaten ins Pfarrhaus. Sie rissen einen Teil der Fensterwand im Antezimmer, das wir gerade nach dem Mittagessen verlassen hatten, weg und beschädigten das Dach. Sonst aber richteten sich keinen Schaden an. Aber wir ahnten jetzt, dass die kommenden Tage schwer werden würden. In der Nacht vom 17. zum 18. kamen die Russen ins Dorf. Wir erwarteten sie betend. Sie drangen ins Haus ein, kamen in die Küche, die dunkel war, stocherten Streichhölzer an und betrachteten uns neugierig, sprachen auch mit uns, was wir nicht verstanden. Es geschah in dieser Nacht weiter nichts. Am nächsten Morgen kamen sie wieder und nahmen uns zunächst mal alle Wertgegenstände, Uhren, Ringe usw. weg. Nachmittags wurden wir alle auf die Kommandantur geführt. Wir wussten nicht, zu welchem Zweck. Als wir dort 3 Stunden gewartet hatten, konnten wir wieder nach Hause gehen, fanden aber unsere Häuser in einem schlimmen Zustand wieder. Kisten und Kisten und Schubladen waren erbrochen, der Inhalt verschunden. Wir konnten uns kaum bewegen, um den ganzen Tag und die Nacht Passen um uns herum waren, die uns auch nicht eine Minute allein liessen. Selbst in der Nacht aessen sie unter uns. Sie hatten eine nicht so dünne Luet, sich zu unterhalten. Am Montag

5
10
18
9

3 Sm 1

8+

1000

- 2 -

bekamen wir den Befehl, in einer Stunde den Ort zu verlassen. Wir sollten zu Fuss nach Mayrau ins Lager. Eilig rafften wir zusammen, was wir auf einen kleinen Handwagen und eine Karre laden konnten, die Alten und Kranken wurden auch auf Wagen gesetzt, und so zogen wir in grosser Traurigkeit unsere Strasse. Zuerst begleiteten uns Russen, dann, als wir in den Wald kamen, blieben wir allein. Da beschlosssen wir einmütig, wir wollten nicht nach Mayrau (60 km), sondern im Walde bleiben. Wir bogten also von der Strasse ab und gingen in ein Jagdhaus des Fürsten zu Wolme, Marienhaus, wo wir im Pferdestall auch alle Unterkunft fanden. Auch die anderen Häuser, Ställe und Scheunen des Jagdhauses waren schon mit Flüchtlingen aus anderen Dörfern besetzt. Nun begann eine geeignete Zeit. In jedem der Häuser konnte ich morgens und abends Nacht halten, ja, ich musste es. Die Leute verlangten es und frühstückten morgens nicht eher, als bis ich mit ihnen Gottes Wort gelesen und gebetet hatte. Die 3 Sprüche spielten damals in unserem Leben eine ernste und tröstende Rolle. Nirgends wurde gegessen, ohne dass das Liechgebet gesprochen wurde. Viele lernten damals wieder beten. Am Tage gingen wir Männer im Walde umher, oft auch ins Dorf hinein und beerdigten die umherliegenden deutschen Soldaten in christlicher Weise. So lebten wir wie eine rechte kleine Christengemeinde miteinander, schlichteten ausbrechenden Streit in christlicher Bruderliebe, teilten alles miteinander und durften in aller Not Gottes Hände, die uns hielten, spüren. Wir erlebten in diesen Tagen etwas ganz Wunderbares: dass nämlich alle Hilfe Gottes in aller Not in Seinem Wort liegt, nur in seinem Wort!

Während wir mit unseren geringen Missethaten unter Gottes Schutz vor allen Belästigungen durch Russen behütet, im Walde lebten, wurden unsere Häuser allerdings vom Boden bis zum Keller ausgeplündert. Wir waren über Nacht Bettler geworden. Im Waldhaus blieben wir 7-8 Tage. Als der Sonntag kam, wurde der Wunsch nach einem rechten Gottesdienst und Abendmahl rege. Da halfen alle mit, dass dieser Gottesdienst recht gesegnet werden sollte. Der grosse Saal im Jagdhaus wurde ausgeräumt und nur ein Altar aufgestellt. Der Jagdwärter gab eine Flasche Wein, die er seit 10 Jahren im Keller liegen hatte, als Opfer. Seine Frau buk Abendmahlbrot. Wir hatten uns am Sonnabend Abend auf das Abendmahl vorbereitet, und dabei hatte ich gesagt, dass nur die teilnehmen dürften, die der Kirche Christi angehörten. Sollte aber der Eine oder Andere unter uns sein, der aus der Kirche ausgetreten wäre und den ernstlichen Vorsatz hätte, ein neues Leben in der Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott in der Kirche zu beginnen, der sollte mir das vertrauensvoll sagen, dann würde ich ihn vorbehaltlich späterer Zustimmung des G.K.R. wieder aufnehmen. Nach der Vorbereitung kam in der Dunkelheit ein RG zu mir, sagte mir, dass er seinen Schritt schon lange bereut habe und dass er gern wieder in der Kirche sein möchte. Ich betete mit ihm und nahm ihn auf. Am Sonntag nahmen 80 Männer und Frauen am Abendmahl teil. Einigen Kranken gab ich es auf ihrem Strohlager in ihrer Unterkunft.

Am Dienstag, den 27.2. verliessen wir das Marienhaus und gingen nach Heiligensee, einem Dorf unseres Kirchspiels. Hier fanden wir auf dem Hammergut, dessen Verwalter auch bei uns war, Aufnahme. Wir wollten der Heimat näher sein. Aber nun begann erst die Zeit der Not und Angst und der bittersten, schmerzlichsten Erfahrungen. Wir konnten zwar in Stoben auf Brettern schlafen und hatten auch einigermaßen zu essen. Aber wir waren dem fortwährenden Überleben der Russen ausgesetzt. Es gab Tage, an denen wir bei Tag und Nacht ununterbrochen von ihnen bedrängt wurden. Sie plünderten uns immer wieder, wir mussten ihnen Essen kochen und sie bedienen. Wir mussten für sie arbeiten, Vieh wegtreiben, Kartoffeln aus den Mieten nehmen, und zum Dank vergewaltigten sie unsere Frauen und Mädchen. Eines Nachts kamen russ. Soldaten mit einem Offizier, der erklärte, es müsse sich ein junges Mädchen freiwillig ihm hingeben, sonst liesse er seine

Soldaten auf alle, auch die alten Frauen los und plündere das ganze Haus aus. Er liess uns 5 Minuten Zeit. Ein junges Mädchen entschloss sich endlich nach langem Kampf, sich zu ergeben. Wir anderen beteten die ganze Nacht für sie. Aber es gab auch einige, die schlecht über das junge Mädchen sprachen, als habe sie es gern getan. Ich musste am den Schluss der Pfingstgeschichte denken: Die Andern aber sprachen, sie sind voll sauren Weins. Ich habe heute nichts Erschütternderes in diesen 6 Monaten erlebt, obwohl ich Grauen und Schrecken in einem Mass durchgemacht habe, die mich oft in grosse Anfechtung brachten. In Tage ging ich in die Häuser des Dorfes, zu den Gemeindegliedern, die inzwischen auch aus den Wäldern zurückgekehrt waren, las mit ihnen in Gottes Wort, betete mit ihnen und tröstete sie in ihrer grossen Not. Aber so tief und dunkel auch die Not war, so hell leuchtete in aller Not die Hilfe Gottes, sein Wort!

Ich kam zu Familien, die mir unter Tränen erzählten, dass sie alle fast täglich vergewaltigt wurden, die Mutter und die Töchter bis zu den 12-jährigen hinunter, und dennoch betete sie jeden Abend miteinander und sangen Lieder zur Ehre Gottes. Ja, diese Mutter, die so schrecklicher Durchmachter ausste, ging noch in die Nachbarnhäuser und tröstete dort.

Aber ich erlebte auch Andern, Schrecklicheres. Ich sah Kinder, die, wenn ich sie trösten wollte, lachten, jenes versteckte Lachen, das die erste Frucht vom Baum der Erkenntnis ist. Noch heute gibt es mir einen Stich durch das Herz, wenn ich jungen Mädchen begegne, die wie alte Frauen dreinschauen, wissend, wehklagend und so zerstört in ihrem Ausdruck. Es ist auch zum Erbarmen, wenn man daran denkt, dass Kinder oft zusehen mussten, wie ihre Mütter und Schwestern geschändet wurden und wie sie sich dann untereinander unterhielten, wie oft das geschehen sei. Da mag dereinst wieder Friede werden, aber das, was der Seele unseres Volkes in dieser Zeit geschehen ist, ist nicht wieder gutzumachen. Aber sie wunderbar demütig und gefasst tragen gläubige Menschen dieses Kreuz: Man sieht es ihnen an, dass ihnen Gott Herrlichste, das Unzerstörbare geblieben ist in aller Angst und Weh: die Gotteskindschaft, die der Herr Jesus Christus innen am Kreuz erworben hat, und der Glaube: Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat ersehen und was mir heilig ist. Was für Glaubensproben sind in dieser Zeit von frommen Leuten gefordert worden! Ich kam in die Familie eines Aeltesten, der oft sonntäglich Messgottesdienst gehalten hatte. Er erzählte mir, dass seine Familie bis jetzt von den Russen verschont geblieben sei, obwohl er eine jung-verheiratete Tochter im Hause habe. Immer seien die Russen, wie durch Gottes Hände gelenkt, an seinen Hause vorbeigegangen. Er sähe doch die wunderbare Hilfe Gottes darin. Und dann kam doch der Tag, da auch seine Tochter geschändet wurde, wo sich der Tag um Tag wiederholte und die junge Frau sogar krank wurde, und dennoch wurde er und seine Familie nicht an Gott irre. Er lebte, was wir so oft gedankenlos gesungen haben: Wenn ich auch gleich nichts fühle von Deiner Macht... 10 Tage hielten wir es auf dem Hammergut aus, dann trieben uns die Russen eines Tages heraus, um (andere konnten wir diese Ausdrreibungen nicht ansehen) das Haus zu plündern. Wenn während wir noch packten, waren schon Russen im Haus, die die Schränke durchsuchten. Nun zogen wir wieder nach Tiefenfurt. Im Pfarrhaus konnten wir nicht wohnen, da es in einer Weise zerstört und verschmutzt war, dass es als menschliche Wohnung kaum noch in Betracht kam. Wir zogen in ein anderes Haus, das zwar auch erst gesäubert werden musste, aber danach doch bewohnbar war. Nun begann wieder (wie soll ich sagen) eine herrlich-schwere Zeit, eine Zeit voller Schrecken und Gnade. Die Not blieb dieselbe. Wir lauschten bei Tag und Nacht auf die Schritte, die auf der Strasse erklangen, ob sie vor unserem Hause stille hielten. Dann warteten wir: jetzt kommt der böse Feind. Dann versteckten wir die Mädchen; aber oft wurden sie doch gefangen. Ich ging in diesen Tagen Tag und Nacht in Talar. Manchmal half das unseren Frauen. Wenn die Russen sahen, dass ein Geistlicher im Hause war, gingen sie oft nach ein paar Worten wieder, ja, ich habe es erlebt, dass russische Soldaten, r

sie mich im Talar sehen, die Mützen abnehmen, mir die Hand küssten und von ihrem Popen erzählten. Man spürte in solchen Augenblicken die Gemeinschaft Heiligen Geistes, die über Massen- und Sprachunterschiede hinweg die Christen in aller Welt vereinigt. Aber oft verpöhten sie auch den Pastor und liessen sich nicht von ihren Gelüsten abbringen. Dann wurde in einem Raum das Russes Bunde angehaucht und im Andern wurde gerungen im Gebet. Ach, wie macht solch scheinbar vergebliches Beten müde! Das Herrliche in dieser Zeit in Tiefenfurt war, dass ich von Morgen bis zum Abend aus dem Dienst am Wort nicht herauskam. In unserer Gemeinde waren unterdessen Flüchtlinge aus anderen Dörfern angekommen, deren Freude gross war, wenn sie mich im Talar durchs Dorf gehen sahen, denn sie liefen mir nach und riefen mich in ihre Quartiere hinein. Ich musste mir ihre Leidengeschichte anhören und dann gab es nur einen Trost: das Wort Gottes und das Gebet. Auf diese Weise war ich eine Zeit lang Pastor der Flüchtlinge aus Sänitz, Rothwasser, Kohlfurt, Neuhammer, Kauscha, Dorenzdorf, Wahren u.s.p. Ich taufte, konfirmierte Kinder, die nicht hatten eingesegnet werden können, beerdigte alte Leute und Kleinkinder, die den Strapazen der Flucht erlegen waren, ich feierte mit Gesunden und Kranken, das Heilige Abendmahl, und immer hatte ich Menschen vor mir, die nach Gottes Wort hungerten. Es war eine Zeit, wie man sie sich oft gewünscht hatte, ohne daran zu denken, wie tief unser Volk in Not und Unglück stürzen musste, um zu solchem Hunger nach Gottes Wort zu kommen. Auch das kann ich nur der Gnade Gottes danken, dass ich in dieser ganzen Zeit von Russen, die mich ja täglich im Talar sahen, in meinem Dienst nicht behindert wurde. Ich erlebte auch hier beides: Respekt und (oft nur in den Mienen zu lesende) Feindseligkeit. Fast drei Wochen blieben wir in Tiefenfurt. In dieser Zeit aber holten die Russen unsere jungen Frauen und Mädchen zur Arbeit auf den Feldern und behielten sie auch in der Nacht bei sich. So wurden wir von einem Teil unserer Gemeindeglieder getrennt und zwar von dem, der unserer Hilfe am meisten bedurfte. Jetzt entbehrten diese Frauen bis zu einem gewissen Grade des Schutzes des Wortes Gottes; denn so, wie wir es gemeinsam immer getan hatten, konnten sie es nun nicht mehr halten. Sie waren fast alle für sich allein und konnten nur für sich beten. Aber sie taten es, besonders in ihrer Herzensangst, in den Nächten. Ihr Los hatte sich jetzt etwas geändert. Sie waren nicht mehr den Vielen preisgegeben, sondern einige von ihnen hatten einen festen "Freund", der sie tatsächlich gegen die Masse beschützte. Aus diesem Verhältnis wurde hin und wieder eine ernste Liebe. Mit haben Frauen in ihrer Not gebeichtet, dass ihr Russe so zart und gut mit ihnen umgehe, während für sie Sorge, ihnen immer wieder Aufmerksamkeit erweise, dass sie ihn allmählich lieben gelernt haben. Das wurde eine Not, wenn diese Männer nachträglich gestanden, dass sie verheiratet wären, dass sie aber in Deutschland bleiben und ihre deutschen Freundinnen heiraten wollten. Zu dieser Unabhängigkeit an die Russen kam es auch so bei unseren Frauen: Eine gestand mir einmal, sie traue sich nicht mehr, ihrem Mann, der im Feld war und den sie in ihrer Ehe nur wochenweise gesehen hatte, unter die Augen zu treten. Sie möchte am liebsten mit ihrem Russen nach Russland gehen. Manche werden es auch tun, besonders die, die von ihrem Russen ein Kind erwarten. Man kann solche Gedanken wohl begreifen, wenn man bedenkt, dass Frauen in dieser Zeit oft so und mehr Russen in die Hände gefallen sind. Vielleicht waren es oft noch mehr.

Aber wie herrlich war das, dieses zerbrochenen Seelen Gottes Wort zu verkünden, und wie furchtbar schwer war das! Aber wir konnten nicht genug tun mit Besuchen und Andechten. Wenn wir, meine Frau und ich, jeder gesondert, denn sonst schafften wir es nicht, eine Zeit lang in diesem oder jenem Dorf nicht waren, wurden wir vermisst, und wenn wir dann kamen, mit Freude aufgenommen, wie die reisenden Apostel; denn man sorgte auch dafür, dass wir immer zu essen hatten. Aus dieser segneten Arbeit

derten. Wie inhaltsschwer und wie stärkend und wie tröstend waren schon allein diese heiligen Tage auf unserem Wege. Wir zogen unsere Strosse, indem wir immer das Wort im Herzen bewegten: Lasset uns aufsehen auf Jesus! Wir gingen nun nicht weiter in Richtung Hayrau, sondern wieder zurück in Richtung Heimat. Kurz vor Hunsleu schlugen wir einen Seitenweg ein, der uns in ein ganz kleines Dorf, Frauenvorwerk, führte. Als wir uns in einem der Häuser, die alle von ihren Bewohnern verlassen waren, niederliessen und daran gingen, die Stuben für uns aufzuräumen, was immer eine schwere Arbeit für unsere Frauen war, fanden wir auf dem Boden die Leichen eines Mannes und einer Frau, die scheinbar verhungert waren. Wir trugen sie in den Garten und beerdigten sie christlich. Hier und in Thomsawaldau fanden wir auch Frauen und Mädchen aus der Irrenanstalt Hunsleu eissam und hungrig umherirren. Die Ärzte hatten die Kranken scheinbar im Stich gelassen, und die Russen hatten sie freigelassen. Hier fanden wir auch einen anderen Zug unserer Gemeinde wieder, die einen anderen Weg gegangen waren und im Nachbarhause wohnten. Eine von unseren Frauen starb hier und wurde beerdigt. Eine meiner Konfirmandinnen wurde hier im Beisein der ganzen Gemeinde konfirmiert. Aber unseren Bleibewege war hier nicht lange. Bald hatten die Russen unseren Aufenthalt herausbekommen, da fing das alte Leid von neuem an. Wir zitterten bei jedem Supensignal eines Autos, das vor berkam. Wie oft hielten sie bei uns an, und plötzlich waren Soldaten in unseren Stuben. Wir hatten oft kaum Zeit, unsere Frauen zu verstecken. Unvergesslich wird uns der erste Osterfesttag bleiben. Es war mit der schwerste Tag unseres Wanderlebens. Mitten in unserem Ostergottesdienst waren sie hineingekommen, durchsuchten, während wir sangen und beteten, die Stuben, warteten aber sonst ab, bis wir zu Ende waren. Denn nahmen sie trotz all meiner Bitten mehrere Frauen, sodass wir spürten, wir müssten weg. Am 2. Ostartag brachen wir auf und gingen nach Nieder-Schönfeld. Ich hatte nämlich gehört, dass der dortige Pastor Hirschfelder auch in seiner Gemeinde geblieben war. Auch hatte ich ein grosses Verlangen, mich einmal mit einem Gatsbruder aussprechen und beten zu können. Nach mühseliger Wanderung (wir hatten 2 alte, Kranke Leute, die wir fahren mussten) kamen wir am Nachmittage im Dorf an. Freundliche Leute verteilten unseren Treck auf die einzelnen Häuser, meine Frau und ich gingen zum Pastor, der tatsächlich zu Hause war. D.h., er wohnte auch nicht im Pfarrhause, sondern mit Frau und Sohn eine kleine Stube in einem Hause seiner Gemeinde. Die Pfarrersleute schenken uns freundlich auf, gaben uns zu essen, wofür wir sehr dankbar waren, und brachten uns nebeneinander in einem Hause in einer kleinen Stube unter, die wir ganz allein für uns hatten, das erste Mal seit langer Zeit. Hier verlebten wir 10 Tage fast wie im Frieden. P.H. erzählte mir in dieser Zeit, was er durchgemacht hatte. Als die Russen in sein Dorf kamen, wurden abends alle Bewohner in der Kirche zusammengetrieben. In der Nacht kamen Soldaten und holten die jungen Frauen und Mädchen heraus. Als sie nach der Tochter des Pfarrers griffen, die mit ihrem Vater am Altar stand, nahm sich das junge Mädchen, das Apothekarin war, das Leben und sank ihren Vater tot in die Arme. Seitdem ist der Vater irgendwie innerlich zerbrochen, obwohl er nach aussen ein sicheres Wesen zur Schau trägt. Aber es war seine letzte Amtshandlung, als er am nächsten Tage seine Tochter beerdigte. Seitdem arbeitet er freiwillig von früh bis spät abend bei den Russen und tut keinen Dienst mehr in seiner Gemeinde. Er beerdigt nicht mehr, hält keine Gottesdienste und macht keine Besuche mehr. Er sagte auf meine Frage, er könne ja gar nicht mehr in der Gemeinde arbeiten, da er den ganzen Tag arbeiten müsste, um nicht zu verhungern. Die Leute beerdigten ihre Toten selbst in ihren Gärten. Doch hängen sie trotz alledem an ihrem Pastor, der leiblich sehr für sie sorgt. Er verschafft ihnen Arbeit, sucht Lebensmittel für sie auf, schrotet Korn für sie. Dafür sind sie sehr dankbar. Hier in Schönfeld starb mein Kirchenältester, der 81-jährige Direktor Müller, den ich mit Erlaubnis des Pastors beerdigte. Der Pastor K. nahm sich zur Arbeit mit in das Gärtchenhause des Gutes. Das war das einzige Mal in diesen 6 Monaten, dass ich für die Russen gearbeitet habe. Schon habe ich immer

meinen Dienst als Pastor ungehindert unter den Russen tun dürfen. Das müßte ich übrigens an dieser Stelle der Wahrheit gemäss berichten, das meine Frau und ich in der ganzen Zeit bis heute so gut wie keinen Belästigungen durch die Russen ausgesetzt waren. Ich ging im Talar umher und bin nie angehalten oder durchsucht worden. Nur plündern kamen sie auch hin und wieder zu uns, besonders, als wir noch viele zusammen waren, nahmen das eine oder andere mit, gaben aber oft auch, wenn wir sie boten, manches zurück. Das, was uns immer wieder mit Schrecken und Bangigkeit erfüllte, war der Augenblick, wenn sie sich unserem Haus näherten und ins Zimmer kamen. Wenn sie mich dann sahen, liesssen sie sich oft in eine lange Unterhaltung ein. So war es, wenn meine Frau und ich allein in einem Zimmer wohnten oder höchstens mit ein paar alten Frauen zusammen. Aber es war schrecklich, wenn sie dann in die anderen Räume zu den jüngeren Frauen gingen, und wir konnten nicht helfen. Ich muss hier einmal ein Wort über die russischen Offiziere sagen. In Tiefenfurt kam einmal ein russischer Offizier zu uns und sprach wohl eine Stunde mit uns über die Kirche in Russland und über die deutschen kirchlichen Verhältnisse. Er war sehr höflich, läbenswürdig und fast ritterlich gegen unsere Frauen. Während wir uns mit ihm unterhielten, ging sein Bursche durch die anderen Zimmer und suchte ein Mädchen zu nehmen. Sie rief um Hilfe. Da ging der Major hin und sprach mit seinem Burschen. Dieser liess, wenn auch widerstrebend von dem Mädchen ab und ging hinaus. Wir sprachen dann noch ein Weilchen miteinander, bis der Major in seinem Wagen fortfuhr. Eine Viertelstunde später kommt eine junge Frau aus einem der nächsten Häuser des Dorfes kommend zu mir und erzählt mir, dass eben ein Major bei ihr gewesen sei, der sie vergewaltigt habe. Etwas später kommt eine zweite, die dasselbe berichtet. Es war unser Major, den wir noch eben so gerührt hatten. In Schönfeld erlebten wir etwas Ähnliches. An einem Nachmittage kam zu der Frau und Nichte meines Kirchenältesten, der schon im Sterben lag, ein russischer Arzt, der sehr gut deutsch sprach, untersuchte den Kranken und sagte, dass er nicht mehr lange leben werde. Er war sehr freundlich und unterhielt sich lange mit den Frauen. In der Nacht kam derselbe Arzt mit 2 anderen Russen, völlig betrunken, wieder, machte Skandal, zerschlug Geschirr und wollte Schnaps haben, sonst liess er alle erschiessen. Auch der Sterbende in seinem Bett beruhigte ihn nicht. Mit Mühe und Not brachten ihn die Frauen aus dem Hause. Doch erlebten wir auch Offiziere, die bedrängten Frauen zu Hilfe kamen und gegen Soldaten einschritten, die plünderten und Schlimmeres taten. Sehr interessant war mir, dass sie dabei selten von militärischen Rechtsmitteln Gebrauch machten, wie bühnen, in Arrest stecken und Anbrüllen. In den meisten Fällen versuchten sie es mit gütlichem Zureden. Wenn ihnen das nicht gelang, dann taten sie lieber garnichts, als dass sie Gewalt angewendet hätten. Etwa 10 Tage blieben wir in Schönfeld. Da, eines Vormittags, wurde das Dorf evakuiert. In eine Stunde mussten sämtliche Einwohner das Dorf verlassen haben und in das 6 km entfernte Lichtenwälden ziehen. Hier trennte sich ein grosser Teil unseres Trecks von uns. Viele wollten gleich versuchen, nach Tiefenfurt zurückzukehren. Es gelang ihnen aber nicht, sondern sie wurden unterwegs von den Russen aufgehalten und auf die zahlreichen Flugplätze geschickt, wo sie arbeiten mussten. Wir waren nur noch 7 Tiefenfurter, darunter eine alte Frau, die gefahren werden musste, die mit den Schönfeldern nach Lichtenwälden gingen. Hier angekommen, liesssen wir uns in verlassenen Häusern des Dorfes, etwas abseits der Dorfstrasse, nieder und hatten den Trost, dass auch hier der Pastor bei seiner Gemeinde geblieben war. Er war so eine Art Hilfsarbeiter des russischen Kommandanten, hatte allerdings unerfreuliche Arbeit zu tun, z.B. Arbeitskräfte aus seiner Gemeinde für die Russen bereitzustellen, die dann oft auch Schweres erlebten. Als Pastor diente auch er nicht, da seine Zeit ganz von den Russen in Anspruch genommen war. Aber wir markten es in dieser Zeit an uns selber, was für ein Trost es war, wenn er auf seinen Gängen durchs Dorf in die Häuser kam, und wenn er auch nur ein paar Minuten blieb. Er gab mir die Erlaubnis, in vorkommenden Fällen Amtshandlungen zu vollziehen. Er notierte sie

sich dann für seine Kirchenbücher. Dort habe ich die alte Frau aus Tiefenfurt und viele in den Gebüschern umherliegende tote deutsche Soldaten beerdigt, habe Kinder auch aus anderen Gemeinden getauft und, was das Erschütterndste war, ich habe zwei Männer beerdigt, die aus dem Keller der G.P.U. zu uns kamen. Sie überschritten noch bei uns, konnten kaum mehr Speise zu sich nehmen und starben am nächsten Tage. Auch sie wurden christlich beerdigt. Alle Flüchtlinge, die im Dorf waren, halfen bereitwillig bei der Beerdigung mit. Hier konnte ich auch wieder von Haus zu Haus gehen und Andachten mit den Brüdern und Schwestern halten und ihnen Trost zusprechen. Unter denen, die sich gern kommen lassen, waren auch die katholischen Schwestern aus Naumburg, die vor ihrer Flucht auch Vorträge durchgemacht hatten. Mir wurde ich darin von Russen gestört. Ja, manchmal holten mich die Leute, wenn Russen sich naheten, und dann geschah es oft, dass die Russen wieder gingen, wenn sie mich antieren sahen. Ich ging von solchen Gängen immer mit einem dankbeschwerten Herzen in mein Haus zurück und pries Gott, der dem Amt der Verkündigung und dem Gewand seiner Diener solches Ansehen verleiht hat. Unterdessen mehrten sich die Nachrichten, dass bald Friede werden würde, und, nachdem viele Flüchtlinge sich schon auf den Weg gemacht hatten, auch die aus Schönfeld, brachen auch wir am 27. April auf und gingen mit unseren Wagen und Karren der Heimat zu. Es war ein schwerer Weg. Wir waren durch die geringe Kost, die wir seit Wochen gehabt hatten, besonders durch den Mangel an Fett sehr geschwächt und den Strapazen des Weges nicht mehr recht gewachsen. Es gab Augenblicke auf diesem Heilweg, wo wir, und auch ich, bald verzweifeln wollten. Wir hätten es nicht dürfen; denn wir hatten soviel Zeichen der uns immer nahen Hilfe Gottes erhalten, dass wir IHN hätten vertrauen können. Eines Abends kam der Dolmetscher der Russen, ein polnisch sprechender Deutscher, zu uns und brachte uns ein Stück Fleisch. Er schüttete dabei sein Herz vor mir aus und sagte mir, wie schwer er es hätte. Auch er nahm dankbar ein Wort der Schrift als Trost mit auf seinen Weg. In dem Augenblick, in dem wir aufbrachen, es war morgens 5 Uhr, kamen 2 Russen auf uns zu. Meine Frau brachte in ihren Händen ein Kreuzifix aus dem Haus, um es als letztes Mitzunehmendes auf den Handwagen zu legen. Als die Russen das sahen, nahmen sie das Kreuzifix und küssten es. Wir sprachen noch mit ihnen und sie betonten in ihrem Gespräch, dass sie nicht Russen, sondern Ukrainer wären. Der Weg nach Hause ging langsam vor sich. Wir mussten oft Rast machen, weil wir einfach nicht mehr lange Wege zurücklegen konnten. Die Nächte brachten wir in verlassenen Häusern zu, in unseren Kleidern schlafend; aber die Frauen sorgten immer dafür, dass wir etwas Warmes, Kartoffeln oder Kaffee, zu essen hatten. Wir hatten besonders Angst vor den Flüssen, über die wir mussten, weil man allgemein sagte, dass die Polen einen dort zur Arbeit mit- und einen die Sachen wegnehmen. Aber als wir an den Bober kamen, ging ich gleich auf den russischen Posten zu und sagte ihm: Ich Pastor! Nach Hause! Da nickte er nur und liess uns vorbei und über den Fluss. Am liebsten wäre ich ihm um den Hals gefallen. Wirk konnten es kaum fassen, dass wir so unangefochten über den Bober gekommen waren. Ich sagte fort: Während leise vor mir hin: Aber Gott! Aber Gott! Trotzdem stand uns noch Schweres bevor. Einer von den 4 Wandertagen wird mir unvergesslich bleiben. Da hatte wir uns in den Wäldern, zwischen Kromnitz und Prinzdorf, verirrt und liefen mit unseren Leuten auf sehr schlechten Waldwegen 13 Stunden, von morgens 6 bis abends 7 Uhr umher, ohne ein Dorf zu finden. Zu essen hatte wir nichts mehr, und schliesslich fing es auch noch an zu regnen. Da kam ein Augenblick, wo auch mich alle Kraft verliess und ich am liebsten beten wollte, dass meine Karre hingsunken wäre. Ich wünschte mir zu sterben. Wir hatten den ganzen Tag keinen Menschen getroffen. Da, in höchster Not, am Rand des Versagens, stiessen wir, als es schon dunkel wurde, auf 2 russische Posten. Wir fragten nach dem nächsten Dorf, und sie wiesen uns die Richtung. Es war schon dunkel, als wir in dem ganz von Polen besetzten Dorf Prinzdorf n. B. ankamen. Es regnete stark und wir fragten uns, wie

wir 8 Menschen jetzt unterkommen sollten. Als wir in solchen Gedanken die Dorfstrasse entlang gingen, tat sich plötzlich eine Tür auf, und eine Frau trat heraus. Es war eine Frau aus Tiefenfurt, die hier schon wochenlang wohnte. Sie nahm uns sofort auf, obwohl sie selbst mit ihren Kindern sehr eng wohnte, kochte Kaffee, meine Frau setzte Kartoffeln auf, und so hatten wir, unerwartet, ein Dach über dem Kopf und Abendbrot. Heute, wo ich das niederschreibe, bin ich noch genau so bewegt wie damals, aber dieses Wunder, das an uns geschah. Ich habe für alle Zeiten gelernt, dass Jesus Christus nicht nur ein Heiland für unsere Sünden, sondern auch ein Erretter aus leiblicher Not ist. Auch heute noch. Als wir uns dann niederlegten, ging es uns wohl allen so, dass wir kaum die Worte fanden, um Gott zu danken. Wir konnten nur seufzen: mein Gott, mein Gott! Aber in diesem Seufzer des Herzens lag alles: Dank, Beschämung, Bekenntnis, Bitte. Wir blieben zwei Tage hier, da wir nicht mehr die Kraft hatten, weiter zu wandern. Inzwischen hatte uns ein unbegreiflich freundlicher polnischer Kommandant die Erlaubnis zum Ueberschreiten des Ojela erwirkt. So geschahen täglich Wunder über Wunder. Am 30.4. brachen wir auf und gingen des letzten Stück Weges in die Heimat, 12 km durch den Wald. Als wir nachmittags aus dem Wald herauskamen und den hohen Kirchturm von Tiefenfurt erblickten, fiel ich auf die Knie. Aber wie es in dieser ganzen Zeit war, so war es auch jetzt, so wird es wohl immer sein. Aller Dank und alle Freude war mit Sengigkeit vermischt; denn fortwährend saaten Panzer und Lastwagen, mit Russen und Polen besetzt, an uns vorbei, und wir ahnten, dass uns noch Schweres bevorstände. Eine halbe Stunde später waren wir in Tiefenfurt. Das Pfarrhaus war ein Bild ärger Verwüstung. Wir sahen fürs erste nur zerbrochene Möbel, zer Schlagenes Geschirr, meine Bücher lagen unter Schmutz und Scherben, in den Stuben waren keine Türen, die Fensterscheiben waren zerbrochen. So zogen wir zu Freunden, die uns bereitwillig eine Stube abtraten. Zwei unserer Frauen, die in einem leeren Hause sich einrichten sollten und die nun zum vier weilen wievielten Male, noch zer schlagen von den Anstrengungen der Wanderung, ihren Raum, der fest & hoch mit Bettfedern, Schmutz und Trümmern bedeckt war, säubern sollten, gerieten darüber in eine solche Verzweiflung, dass sie sich das Leben nehmen wollten. Ich nahm sie mit in unsere Stube, da ich sonst für sie fürchtete. Es war merkwürdig, so tief die Verzweiflung gewesen war, so rasch kam der Umschwung. Als wir erst einmal zu Abend gegessen hatten, sahen auch diese Frauen hoffnungsvoll in die Zukunft und dankten Gott, der uns nicht über unser Verdragen versucht, sondern macht, dass die Verzweiflung so ein Ende gewinne, dass wirs können ertragen. In den nächsten Tagen gingen wir daran, unser Pfarrhaus wieder menschlich herzurichten. Aber das war eine furchtbare Arbeit. Unser Haus war in der letzten Zeit ein Lazarett gewesen. Die Russen hatten unsere und fremde Schränke umgeworfen, starke Bretter darauf gemgelt, Auflegematrizen daraufgelegt und so sämtliche Zimmer zu Räumen für russische Verwundete hergerichtet. Alles, was sonst in den Räumen gewesen war, Kirchenakten, Amtsblätter, Geschirr, Schutt, Speisereste hatten sie in den Keller und in das Badezimmer geworfen, die bis zur Decke mit alledem angefüllt waren. Auch die Ställe im Garten und der Garten selbst war voll von zerbrochenen Möbeln, eigenen und fremden, Porzellan, Büchern und Akten. Ja, selbst auf dem Friedhof und in der Kirche fanden wir zerrissene Akten, Kirchenbücher und zerbrochene Orgelpfeifen. Wir haben nun 7 Wochen von früh bis spät schwer gearbeitet, um unser Haus und die Kirche wieder wohnbar zu machen. Es war eine Freude zu sehen, wie die Männer des Dorfes sich daran machten, das Kirchendach, wo es zerstört war, wieder neu einzudecken. Frauen machten die Kirche wieder sauber, und wir haben in dieser Zeit 2 Zimmer, die Küche, den Keller und einen Teil von den Ställen sauber und menschlich hergerichtet, haben gesät, gepflanzt, Kartoffeln gesteckt, und, da das Wetter günstig war, ging auch alles gut auf. Nebel hatte ich meinen Dienst in Kirche und Gemeinde wieder eigenommen. Von Pfingsten ab war wieder regelmäßig Gottesdienst. In den Dörfern fingen die Bibeltunden

wieder an. Wir dachten alle, es ginge stark auf den wirklichen Frieden zu. Da wurde Mitte Juni unser Dorf plötzlich von Polen besetzt. Es schien auch zuerst alles in alten Geleise weiterzugehen, obwohl wir oft Einquartierung hatten, die unsere Häuser beschlagnahmten und auch die Küche in Anspruch nahmen. Aber das dauerte nur 1-2 Tage, dann waren wir wieder allein. Und dann dankten wir Gott. Da traf uns am Montag morgen, den 25. Juni, ein harter Schlag. Der Bürgermeister verkündete, dass das ganze Kirchspiel in einer Stunde evakuiert würde. Wir konnten es kaum fassen, aber schon kamen Soldaten ins Haus, die uns zur Flucht trieben. In einer Stunde stand also das ganze Dorf mit Leiterwagen, Karren, Kinderwagen, manche hatten auch grosse Wagen mit Ochsen bespannt, auf dem Dorfplatz und wurde von polnischen Soldaten weggeführt. Es war ein Zug von etwa 1500 Menschen, denen sich unterwegs noch Hunderte aus anderen Dörfern anschlossen. Wir wurden so bis zur Weisse gebracht, sodass kein Ausweichen in die Wälder möglich war. Die Weisse war von Militär besetzt und ist es bis heute, sodass keine Möglichkeit besteht, heimzukehren. Leute, die es trotzdem versuchen, werden an der Weisse angehalten, ihrer Sachen beraubt und zur Arbeit bei den Polen mitgenommen. Nur mit der Bahn ist es möglich, über die Weisse zu kommen. Meine Frau hat es in der letzten Woche versucht. Sie kam nach Zohlfurt und ging von dort 12 km durch den Wald nach Tiefenfurt. Auf diesem Wege wurde ihr aber das Wenige, was sie als Vorrat mitgenommen hatte, abgenommen, sodass sie halb verhungert wieder zurückkam. Unser Haus ist von Russen besetzt, die ihr erklärt haben, dass wir nicht zurückkehren dürfen. Einige Einwohner sind trotzdem heimgekehrt, hungern aber sehr und wissen nicht, wie sie den Winter überstehen sollen, da es im ganzen Kirchspiel keine Kuh, keine Ziege, kein Huhn, kein Kleinvieh mehr gibt. In den leeren Häusern gibt es keine Möbel mehr, keine Betten, kein Geschirr. Oft sind die Ofen in den Stuben zerhackt. Und trotzdem hoffen wir alle, dass der endgültige Friedensvertrag uns die Heimat wiedergeben und auch Möglichkeiten zum Wiederaufbau unserer Existenz bieten wird.

Als wir auf unserer erneuten Wanderung bis nach Niesky, 60 km von Tiefenfurt entfernt, gekommen waren, brachen meine Frau und ich körperlich zusammen. Wir konnten nicht mehr weiter. Aber in dieser Not zeigte sich wieder das Wort Gottes in seiner hilfreichen Herrlichkeit. Wo wir keinen Weg mehr sahen, da hat Gott immer noch Wege. Aber Gott! Aber Gott! Ich erinnerte mich daran, dass einer unserer Brüder aus Danzau II, Pieschke, Superintendent in Niesky geworden war. Zu dem ging ich, um ihn um Hilfe zu bitten. Er empfing mich sehr brüderlich und sagte mir, dass ich im rechten Augenblick gekommen wäre, in See, ganz in der Nähe, sei die Pfarre ohne Pfarrer, ich könnte hingehen. Da zogen wir nach ein paar Tagen Ruhe wieder weiter und gingen nach See. Der Dienst dort war schmerzvoll. In 14 Tagen hatte ich dort 16 Beerdigungen, darunter wohl 10 Kinderbeerdigungen. Nach 14 Tagen kam der Pfarrer zurück. Da wanderten wir weiter nach Petershain, einer früher selbständigen Pfarrstelle, die jetzt von See aus mitbetrieben wird. Ich musste es nun erleben, dass mich der Antibruder von See zuerst nicht nach Petershain ziehen lassen wollte. Er wollte mich trotz meiner Bitten wieder auf die Landstrasse schicken. Erst des ernststen Zuredens des Superintendenten gab er nach, allerdings unter der Bedingung, dass mein Aufenthalt in Petershain nur ein Provisorium von kürzester Dauer sei. Er lässt es mich seitdem auch fast täglich merken, dass ich nur geduldet bin und dass er darauf wartet, dass ich wieder weggehe. Nicht nur meinethwegen, sondern auch der anderen Flüchtlingspastoren wegen hätte ich den grossen Wunsch, dass die Verfügung des BSK, die s. G. die kleinen Pfarrstellen beseitigte, wieder aufgehoben würde, damit Stellen für die vielen schlesischen Pastoren, die wahrscheinlich nicht mehr werden heimkehren können, geschaffen werden. So bin ich denn, trotz der Menschenfilderstreben, durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit für die nächste Zeit der Landstrasse entbunden und mit meiner Frau in Sicherheit. Gott der Herr hat geholfen. Er wird weiter helfen. Amen

In der kleinen Kirche von Petersheim liegt auf der Tafel, die zum Altar führt, ein Kissen, auf dem steht: Fürchte dich nicht, glaube mir. Dieses Wort spricht zu mir täglich, wenn ich vor seiner Predigt stehe, die ich in der Kirche halte, dort niederknie. Es ist mir dann innerlich, als sei in diesem Ort mein ganzes Erleben in dieser Zeit durchsichtig geworden. Ich schliesse daher meinen Bericht über diese 6 Monate mit dem dankbaren Bekenntnis: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben.

1) Für eine ausführliche, zusammenfassende Darstellung der Tätigkeit der Person, deren Tätigkeit im Zusammenhang mit dem Hauptberuf überprüfbar ist (insbesondere im Hinblick auf die Tätigkeit der Person im Zusammenhang mit dem Hauptberuf).
 2) Für eine ausführliche Darstellung der Tätigkeit der Person im Zusammenhang mit dem Hauptberuf (insbesondere im Hinblick auf die Tätigkeit der Person im Zusammenhang mit dem Hauptberuf).

3.) A. und B. (insbesondere im Hinblick auf die Tätigkeit der Person im Zusammenhang mit dem Hauptberuf)

ko 2/4

Institut für ... Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Handwritten notes at the top left: "H. V. ... 5, Lausitz", "früher", "4, 8, 9 Lausitz", "Abschrift".

Handwritten notes at the top right: "SOLA 2" in red, "609" in blue.

Handwritten initials "SSM" on the left margin.

Am 17. Juni 1945 wurde ich aus Penzig O/L. von den Polen ausgelesen und gebe ich Ihnen hiermit folgenden Tatsachenbericht.

NN: Lausitz

Main body of the typed report: Am 17. Februar 1945 bin ich mit meinen Angehörigen aus meiner Heimat Penzig O/L. geflüchtet. Zunächst gelangten wir mit unseren Handwagen zu Fuss bis an die sächsische Grenze nach Buchholz. Dort blieben wir 14 Tage, bis uns ein Flüchtlingszug nach Tabor brachte. Von dort aus wurden wir Flüchtlinge in die umliegenden Ortschaften verteilt. In dieser Gegend blieb ich mit meinen Angehörigen 8 Wochen. Am 7. Mai nahm uns die deutsche Wehrmacht mit bis nach Pellan. Dort wurden wir in einem amerikanischen Lager untergebracht, wo wir 8 Tage blieben. Hier wurde uns von den Amerikanern gesagt, wir werden unter amerikanischem Schutz in die Heimat zurück transportiert. Mitte Mai brachten uns amerikanische Wagen bis nach Pisek in der Tschechei. Hier wurden wir in einem grossen Lager (12000 Menschen) untergebracht. Dort lagen wir 2 Tage und 3 Nächte unter freiem Himmel. Als wir dort ankamen, gehörte das Lager dem Amerikaner. Diese übergaben es nun dem Russen. Hier wurde uns das grosse Gepäck von den Tschechen abgenommen und hatten wir nur noch wenig Handgepäck. Das Lager wurde aufgelöst, da Typhus ausgebrochen war und mussten wir 5 Km weiter bis hinter Pisek. Dort übernachteten wir und wurden von Russen und Tschechen dauernd belästigt. Hier kamen nun viele deutsche Soldaten auf L. K. W. unter Russenbegleitung vorbei, welche uns mitnahmen über Tabor bis Neuhaus an die österreichische Grenze. Dort mussten wir 1 1/2 Wochen in einem tschechischen Lager in einer Scheune liegen. Hier war die Ruhr ausgebrochen und es starben täglich viele Frauen und Kinder. Es wurden nun Listen und dann Trupps, immer von 30 Personen, zusammengestellt und mit solch einem Trupp, immer kamen wir bis nach Telc. Von hier aus sollte es mit der Bahn nach der Heimat gehen. Wir wurden aber dort empfangen mit den Worten: „Für deutsche Schweine fährt keine Bahn.“ Es ging also weiter unter Anpöbelungen zu Fuss. Am Tage ging es einigermaßen, da hatten wir vor den Russen nichts zu fürchten, aber des Nachts mussten wir uns verstecken. Eine Nacht mussten wir in einem Gefängnis zubringen. Es war furchtbar.

Handwritten number at the bottom: "1717-16a"

Wir sind bis Mittelwalde noch gelaufen, von dort ging es per Bahn bis nach Hirschberg i/R. Zu Fuss gelangten wir nun bis Görlitz. Bis dort waren noch die Russen. Im östlichen Teil Görlitz trafen wir die ersten Polen. Am 13. Juni gelangten wir endlich zu Fuss in unsere Heimat Penzig. 80% unserer Heimat fanden wir zerschossen und ausgebrannt vor. Das Haus meiner Eltern war teilweise noch bewohnbar. Wir brachten nun zunächst unsere Wohnung einigermassen in Ordnung. Am 4. Tage nach unserer Heimkehr hiess es, ich soll mit meiner Schwester zur Arbeit kommen. An diesem Tage ging nun ein Mann mit einer Klingel durch den Ort und gab bekannt, dass sich die gesamte Bevölkerung um 9 Uhr auf einem Platz einzufinden hat. Im Ort herrschte grösste Unruhe. Vor unserem Hause stand ein Maschinengewehr. Die Polen benützten auf den Strassen ihre Peitschen. Der Dolmetscher gab bekannt, dass sich die Bevölkerung wieder in einer Stunde entweder mit einem Rucksack oder einem Koffer auf dem Platz einzufinden hat. Wer Möbel oder sonstige Werte beschädigt oder versteckt, wird erschossen. Wir alle waren sehr in Unruhe, da wir nicht wussten, was nun mit uns geschehen wird. Um 11 Uhr stand die Bevölkerung marschbereit und wir marschierten unter Polenbegleitung ab. Am Ende des Ortes hiess es „halt“ und nun wurde unser Gepäck einer Revision unterzogen. Von dem Wenigen, was wir mitnehmen durften, wurde uns das, was den Polen gerade gefiel, weggenommen. Bis nach Görlitz ging es unter polnischer Bewachung. Dort wurde die Brücke aufgemacht und wir gelangten hinüber zu den Russen. Von da aus konnten wir hin, wo wir wollten. Wir blieben zunächst 8 Tage bei unsere~~n~~ Verwandten in Görlitz. Während dieser Woche kamen täglich Flüchtlinge in grossen Scharen aus Liegnitz und anderen schlesischen Orten durch Görlitz, welche die Polen ebenfalls herausgejagt hatten. Diese Flüchtlinge sind unterwegs mehrmals ausgeplündert worden und ist es den Meisten noch viel schlimmer als uns gegangen.

In Penzig, wie auch in Görlitz gab es nur sehr wenig zu essen. Geschäfte und Banken sind geschlossen. An Lebensmitteln gab es pro Woche 1/2 Pfd. Brot. Wenn die Russen schlachten, darf sich

sich die Bevölkerung die Knochen oder die Wurstbrühe holen. Wer Glück hatte, konnte sich ein Stückchen Pferdefleisch kaufen. Nach ein paar Kartoffeln muss man kilometerweit laufen. Die Arbeitsämter sind offen, aber Arbeit gibt es keine. Mein Onkel arbeitete 8 Wochen in einem Elektrizitätswerk, aber Lohn dafür gab es nicht.

Um nicht zu verhungern, haben wir uns am 4. Juli von Görlitz aus wieder zu Fuss auf den Weg gemacht, um nach Bayern zu gelangen. In einer Nacht sind wir bei Hof über die grüne Grenze gegangen. Am 27. Juli bin ich mit meinen Angehörigen hier in Cham gelandet.

Cham, den 16.8.1945 gez. Unterschrift.

ZS/R-2 / 10 - 17

M

Abschrift:

NN:

Moskau

An Morgen des 4. Dezember 1941 hatte sich die Angriffsspitze der Timoschenko-Offensive zur Entlastung Moskaus bis auf 2 km dem Dorf genähert, in dem wir mit Panzereinheiten des Regiments "Germania" unser Zugquartier bezogen hatten. In Schutze unserer Kradschützen-Abteilung, die die Zugänge zum Dorf verteidigte, vollzog sich unser Abmarsch.

Moskau, dessen schwarze Silhouette sich im Widerschein der brennenden Dörfer zeigte, entschwand für immer unseren Blicken. Auf den vereisten Strassen fädelten sich nacheinander die zurückgenommenen Einheiten der Regimenter "Deutschland" und "Germania" ein. Der Rückmarsch vollzog sich ohne jede Panik, jedoch auch nicht ohne jede Nervosität.

Ich erinnere mich unseres Zugführers, eines Mannes, dessen Unstetigkeit uns schon manche Sorgen bereitet hatte, der aber nun in dieser Stunde eine ausserordentliche Umsicht und Tatkraft zeigte. 2 Tage und 2 Nächte Rückmarsch bei Kältegraden von 45 und 50 Grad. Die Notizen aus diesen Tagen verzeichnen viele Ausfälle an PKWs und IKWs. Einige Tage Versprengten-Sammung in Moshaisk, dann geschlossener Rückmarsch des Zuges in einen neuen Versammlungsraum bei Gshatsk. Für einige Tage stabilisierte sich die Front in der Gegend von Moshaisk, doch drückten bereits Timoschenkos Truppen auf der Strasse Moskau/Borodino. Auch waren durch Überläufer und Gefangene Befehle bekanntgegeben, dass die Bolschewisten versuchten, Fallschirmtruppen in unseren Rücken abzusetzen.

Den Weihnachtsabend dieses Jahres erlebten wir deshalb in ständiger Alarmbereitschaft. Am Vorabend traf der Kommandeur unserer Einheit, SS-Sturmabannführer Gunter d'Alquen, in Gshatsk

ein. Noch in der gleichen Nacht versuchte er, zu den vorgeschobenen Gefechtsständen vorzudringen, ein Unternehmen, das sich wegen stärkster Vereisung der Strasse und Schneeverwehungen als hoffnungslos erwies. Eine umfassende Orientierung über den Frontverlauf war ihm kurz vor seiner Rückkehr durch den Ic der Division zuteilgeworden. Als sich der Zug am Abend zu einer weihnachtlichen Feier versammelte, konnte er unter dem frischen Eindruck der letzten Tage ein Bild der Lage geben, das jeden einzelnen von uns, der nur über Teilerfahrungen verfügte, die Gnadenlosigkeit des bevorstehenden Ringens vor Augen führte. Er sagte unter anderem:

"Der 4. Dezember 1941 ist in seinen Folgen nicht abzusehen. Wir sind von der Flugbahn, in die uns die Propaganda geschleudert hat, heruntergekommen. Wir sehen zum erstenmal in diesem Kriege die Möglichkeit einer Niederlage und wir werden uns klar werden müssen darüber, dass unser ganzes Sein in Frage gestellt ist. Wir haben gewarnt vor der fatalen Unterschätzung des russischen Volkes, wir haben immer wieder eine geistige Vorbereitung gefordert, die nicht von Schlagworten, wie Imperialismus und Pan-germanismus usw. bestimmt wird, mit denen Kleinbürger über die weltgeschichtliche Notwendigkeit dieser Auseinandersetzung hinweggeführt werden. Unsere offizielle Propaganda ist eine Propaganda des Stumpfsinns, wir werden lernen müssen, die Öffentlichkeit aus der Hurra-Stimmung herauszuführen. Ich zweifle nicht daran, dass unsere Fronten wieder stabilisiert werden, aber ich bitte Sie, meine Herren, in ihrer kommenden Arbeit nicht die Drohung zu übersehen, die uns in diesem Rückzug vor Augen geführt wird."

Bitterste Wahrheit der Berichterstattung, damit diese für sich alleine schon zu konsequenter Besinnung zwingt.

II.

Anfang März des Jahres 1943 war ich für einige Zeit in die Zentrale der Kriegsberichter-Einheit nach Berlin-Zehlendorf kommandiert worden. Anlässlich einer dienstlichen Meldung beim Kommandeur äußerte dieser seine schwersten Bedenken gegen Theorie und Praxis unserer Ostpolitik. "Diese Politik," so sagte er, "die sich auf die Thesen vom 'Untermenschentum des russischen Menschen' gründet, spielt alle Waffen in die Hände unserer Gegner. Als man acht Tage nach Bildung der ersten Ukrainischen National-Regierung ihre Mitglieder an die Wand stellte, wurde die erste Chance verspielt, die russischen Völker zum Freiheitskampf gegen das bolschewistische System aufzurufen. Was haben wir seit diesen Tagen erlebt? Stalin verweist auf unsere Propaganda und appelliert an das Nationalgefühl des russischen Menschen. Ich habe, so fuhr er nach einem Wutausbruch fort, den Reichsführer SS im vergangenen Jahr (Anfang des Jahres?) auf einem Flug an die finnische Front begleitet. Während dieses Fluges ist es zu einer wahrhaft dramatischen Auseinandersetzung über die von SS-Reichsführer angeregte und später in Millionen aufgelegte Broschüre 'Der Untermensch' gekommen. Mit einem Starrsinn, der sich in der Argumentation immer wieder der verbotenen Theorie der Rasse-Spezialisten bediente, widersprach er allen meinen eindringlich vorgetragenen Beschwörungen. Möchte er auch zuweilen nachdenklicher werden, so war er doch am Ende auf Grund meiner Heftigkeit so sehr gereizt, dass er jede weitere Erörterung dieses Themas untersagte."

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Neu Brandenburg

Der nachstehende Bericht ist mir erst nach der Niederschrift meiner Erinnerungen zur Kenntnis gekommen. Ich füge ihn bei, weil er als Zeugnis eines zu anderen Seite gehörenden Augenzeugen mir nicht ohne Wert erscheint. Der Bericht ist veröffentlicht im "Catholic Digest" Published for Great Britain and Ireland by the National Press, 16, South Frederick Street, Dublin, May 1947. Er stammt von Francis Sampson, Geistlicher im Gefangenenlager Neu-Brandenburg, in dem amerikanische, russische, französische und italienische Kriegsgefangene untergebracht waren. Neu-Brandenburg ist eine kleine Stadt im rückwärtigen Gebiet meiner nördlichen Armee gelegen. Sampson ist Amerikaner.

Seiner Länge wegen gebe ich Ausschnitte des Berichts - im Originaltext - und verbinde sie durch eine Inhaltsangabe der ausgelassenen Stücke.

Liberation
by Francis Sampson

Condensed from the
"American Ecclesiastical Review".

~~entfernte~~
Das dumpfe/ "Wumpf wumpf" der russischen Artillerie wurde immer lauter, immer näher kam es auf Neu Brandenburg und das Kriegsgefangenenlager zu, in dem wir interniert waren. ~~Während~~ Jede Nacht im April schlüpfte ich (ein Lagerpfarrer) ~~xxx~~ wenn die Männer schliefen, aus meinem Zimmer und holte das Radio aus seinem Versteck in der Kanzel. Einige Männer hielten an der Tür der Barracke wache und ich hörte die Anweisungen der Alliierten an die Kriegsgefangene. Die Anweisungen für uns waren genau aber kurz. ...

Der Verfasser beschreibt nun, wer bei Herannahen der Russen und Flucht des deutschen Personals das Kommando im Lager übernehmen sollte, wie es zu kennzeichnen war, um eine Beschiessung zu verhüten. Er fährt fort:

2.

Russische Flugzeuge flogen über die Stadt und warfen tausende von Flugblättern ab, die die Deutschen in Schrecken versetzen sollten, - was ihnen auch mit Erfolg gelang. Eines der Flugblätter erklärte in deutscher Sprache; "Rokosovsky steht vor den Toren". Der Ruf der Rokosovsky'schen Armee genügte, um die Deutschen in panischen Schrecken zu jagen. Binnen kurzem waren die Strassen gestopft voll Wagen mit Kindern, alten Leuten und Habseligkeiten. Die Deutschen flohen nach Westen ~~in den Westen~~ ~~und hofften,~~ ~~den Russen zu entkommen,~~ sie wollten alles, nur nicht in die Hände der Russen fallen. ... (ich beziehe mich auf die Darstellung, die ich von der inneren Einstellung der Bevölkerung und der Truppen gegenüber den Russen gegeben habe.)

Der Verfasser schildert nun, dass ein Teil des Besatzungspersonals entflohen, während

Etwa ein Dutzend der Lagerwachen einschliesslich des Kommandanten gaben sich gefangen und wurden im Steinhaus festgesetzt. Die geringe Besatzung der Stadt ging in Verteidigungsstellung. Wir hoben Gräben aus, in denen wir Deckung nehmen wollten, sobald der russische Beschuss der Stadt begann. Die Ereignisse der dann folgenden Tage waren die grauenhaftesten, die ich je erlebt habe.

(Ich bin am Abend dieses Tages zwischen 20. u. 21 Uhr durch Neubrandenburg hindurchgefahren, im Schritt-Tempo, da die Strassen von flüchtender Bevölkerung und Soldaten verstopft waren. Die Stadt war völlig unversehrt. Es wurde um diese Zeit auf den Höhen ostwärts der Stadt gekämpft. Die Stadt, im Tal liegend, war nicht zu verteidigen. Es ist auch nach dem Zeugnis des Artl. Kommandeurs der nördlichen Armee, Gen. Fröhlich - hier im Lager - nicht zu einem derartigen Versuch gekommen, da der Kommandant der Stadt sich erschoss und daraufhin die Garnison auseinanderlief.)

3.

Um Mitternacht am 28. April, begannen die russischen Tanks in die Stadt zu rollen. Der Lärm war furchterlich. Die deutsche Gegenwehr war ~~XXXXXXXX~~ völlig unerheblich. Die Russische Infanterie, die (zu 15 oder 20 Mann auf einem Tank) auf den Tanks sass, tötete fast ebensoviele von ihren eigenen Leuten wie Deutsche. Sie machten den Eindruck von Wilden, mit "Ziehharmonikas" und Banjos, und schossen mit ihren Gewehren und Maschinengewehren nach allen Himmelsrichtungen. Sie sahen eher aus wie alte mexikanische Revolutionäre als wie eine Armee einer der Grossmächte der Welt. Die meisten von ihnen hatten asiatische Gesichter. Binnen einer Stunde war Neubrandenburg ein Meer von Flammen, das im Laufe der Nacht ~~XXXXXXXX~~ höher und höher hinaufschlug. Es brannte den ganzen folgenden Tag lang. Es blieb kaum ein Haus, das nicht bis auf den Grund ausbrannte. Nur, merkwürdig genug, die katholische Kirche blieb als einäiges grösseres Gebäude unversehrt.

Die Hitze, die die brennende Stadt ausströmte, war sengend und das Lager war taghell erleuchtet. ...

Er beschreibt nun, dass die gefangenen Amerikaner ruhig sich im Lager hielten, während Franzosen, Italiener und Serben zum Blündern in die Stadt zogen. Die russischen Gefangenen waren merkwürdigerweise die einzigen Gefangenen, die nicht sonderlich glücklich über ihre Befreiung waren. Jeder von ihnen ^{bekam} ~~wurde~~ ein Gewehr in die Hand gedrückt und wurde schnellstens an die Front geschickt. ... ~~Der~~ russische Arzt und verschiedene andere, die von ihren Mitgefangenen als Kollaborateure bezeichnet wurden, wurden sofort erschossen. Der deutsche Kommandant des Lagers wurde auf den Hügel geschleppt, gezwungen, ein Loch zu graben, erschossen und ~~hinein~~geworfen.

4.

Der Verfasser beschreibt nun den Besuch eines russischen Generals am nächsten Tage im Lager, der den ihm angebotenen roten Kreuz Kaffee und Zigarren höchstlich lobt und ebenso voller Lob für die amerikanische Rüstung war und sagte, dass seiner Meinung nach die Russen nicht hätten durchhalten können, wenn die Amerikaner ~~nicht~~ nicht die russische Armee ausgerüstet hätten. Dies traf offensichtlich zu, denn fast ^{alle} ~~ihre~~ Geräte, die wir bei den Russen sahen, waren amerikanischer Herkunft. Sie hatten grösster Teil Eberman-Tanks und unsere 2-Tonnen-Lastwagen, Jeeps und Kampfwagen. Die russischen Kampfflugzeuge waren ausschliesslich Bell Airacobras.

Ein Kommissar besucht nun das Lager und hält eine Ansprache, in der er den Gefangenen baldige Benachrichtigung ihrer Familien und Transport zu den Amerikanischen Truppen zusagt. Er fährt fort:

Ein alter französischer Priester, Gefangener, bat mich später, mit ihm herunter in die Stadt zu gehen, weil er sehen wollte, wie die deutschen Geistlichen und die Deutschen, die nicht geflohen waren, sich zurechtfinden. Ich bewunderte den Mut des alten Mannes, der offenbar niemanden fürchtete. Trotzdem wir auf das Schlimmste gefasst waren, erschütterte uns das, was wir sahen, in einem Masse, das mit Worten nicht zu fassen ist. Wenige Meter vom Lager entfernt im Wald stiessen wir auf einen Anblick, den ich nie vergessen kann. / ^{Mehrere} Deutsche Mädchen waren vergewaltigt und getötet worden, einige ~~waren~~ waren an den Füssen aufgehängt und ihre Leiber aufgeschlitzt. Amerikaner hatten mit schon ähnliches berichtet, aber ich hatte es nicht glauben können. - Wir hielten an und sprachen einige Gebete.

Als wir dort anlangten, wo einst die schöne kleine Stadt NeuBrandenburg gestanden hatte, hatte ich das Gefühl, als blickte

5.

ich auf das Ende der Welt und das Jüngste Gericht. Die meisten Häuser brannten noch und in den Strassen häuften sich die Trümmer der herabgestürzten Mauern. Eine grosse Gruppe Deutscher, Männer, Frauen und Kinder, räumten die Hauptstrasse unter der Bewachung eines russischen Mädchens auf. Andere russische Mädchen ~~dirixx~~ regelten ~~gixxix~~ den Verkehr der Tanks undbewaffneten Fahrzeuge durch die Stadt. Leichen, die in den Strassen lagen, wurden, soweit sie den Verkehr nicht hinderten, nicht beachtet. ^{Über} ~~an~~/einigen Stellen lag ein unerträglicher Geruch verbrannten Fleisches. Der alte Priester sagte nichts, nur dann und wann, wenn wir auf neue Schrecken stiessen, hörte ich ihn seufzen. Er erschien mir wie ein Symbol der Kirche in einer zerstörten Welt, wie er seinen Mantel raffte und bei jedem Toten anhielt, um ein kurzes Gebet zu sagen. Schliesslich kamen wir zum Pfarrhaus und gingen herein. Das Haus war teilweise vom Feuer zerstört und innen völlig zusammengefallen. Die beiden Schwestern des Priesters/~~xxxxxxx~~ ~~xxxxxvater~~ ~~xxxxx~~ ~~xxxxxmutter~~ und ... den Treppenstufen, Vater und Mutter waren Schutzsuchend zu ihm gekommen. Der Priester und sein Vater sassen auf den Stufen, äusserste Erschütterung war ihnen abzulesen. Die Frauen kauerten auf einer Couch. Eine der Schwestern sprach mit dem französischen Priester und sagte ihm, dass die drei Frauen von einer Horde Russen vergewaltigt ~~waxxix~~ und Bruder und Vater gezwungen wurden, zuzusehen. Der französische Priester fragte, ob er irgendetwas für sie tun könne. Sie schüttelten den Kopf. Ich sah, dass sie ~~xxxxxxx~~ ~~xxxxxxx~~ habe daran waren, den Verstand zu verlieren, sie waren ganz offensichtlich in einem Zustand jenseits aller Angst, und ein Ausdruck von Mitgefühl erreichte sie garnicht. ~~xxxxxxx~~ Über den Händen der alten Frau lag ein Rosenkranz, und als ich sie so sitzen sah, wusste ich nicht, lebte sie noch oder nicht. Ich war froh, als wir zum Lager zurückkamen, denn ich hatte Angst, dass der alte französische Priester krank sei.

6.

Jeder russische Soldat erhielt pro Tag eine Ration Wodka, hatten auch und einigen ~~noch~~ noch deutschen Schnaps gefunden, so dass die meisten von ihnen fast ständig reichlich betrunken waren. In diesem Zustand hatten einige von ihnen die Amerikaner um ihre Wertgegenstände erleichtert, vor allem die Armbanduhr hatten sie genommen, und zwangen dann die Amerikaner, ihnen Latrinen zu graben. Schliesslich kamen eine Anzahl Russen in die Baracken, in denen unsere Kranken lagen, zwangen unsere Männer, mit ihnen Wodka zu trinken und verlangten ihnen dann alle Zigaretten ab. ...

Auf Grund der steigenden Spannung geht der Verfasser zu dem russischen Kommandanten: Ich suchte den russischen Obersten, dem das Lager unterstand, auf, aber auch er war betrunken. Wir fühlten uns allmählich unter den Russen ^{sehr viel} weniger sicher als wir uns unter den Deutschen gefühlt hatten und wussten nicht recht, was wir da tun sollten. Am 2. Mai erschien ein amerikanischer Oberst im Lager und übernahm das Kommando über die amerikanische Belegschaft. Er war über die Behandlung, die die Russen uns angedeihen liessen, erstaunt. Er protestierte heftig, doch erwartete man von den russischen Fronttruppen augenscheinlich ~~nicht~~ keine Disziplin, und die Gefahr für unsere Kranken und Verwundeten wurde kritisch. Am 4. Mai kam ein amerikanischer Hauptmann in einem Jeep zum Lager Der Oberst bat den Hauptmann, mich mit zurück in die amerikanischen Linien zu nehmen, damit ich dort jemanden, der die Möglichkeit zum Eingreifen hätte, unsere Lage beschreiben könne. ...

Der Verfasser erzählt nun weiter, dass der amerikanische Kapitän einen Sonderauftrag hatte, nämlich: einen deutschen Wissenschaftler herauszuholen, ehe die Russen ihn hätten. Der Deutsche war ein ausserordentlich wichtiger Mann und der Captain war entschlossen, sich durch nichts von seinem Auftrag zurückhalten

7.

zu lassen. Der Kaplan fährt nun gemeinsam mit dem Kapitän nach Neustrehlitz, über Strassen: tote Pferde und tote Menschen lagen unbedeckt an der Strasse. Der Deutsche wird gefunden, in eine amerikanische Uniform gesteckt und die Fahrt geht weiter bis zur Elbe. Der Verfasser sagt hierüber: Ich war erleichtert auf unserem Wege durch die Städte als ich sah, dass wenige so wüst zerstört und ausgebrannt waren wie NeuBrandenburg. (Wie geplant und vorausgesagt, waren also die durch unsere Rückzugskämpfe verursachten Zerstörungen gering wo nicht die Russen von sich aus alles ~~wüst~~ verwüstete.) Die Fahrt dauert wegen der Verkehrsschwierigkeiten usw. lange: Für die letzten 70 km brauchten wir drei Tage, weil wir immer wieder von der miss-träuischen russischen Polizei angehalten wurden. Der Captain und ich gingen dann immer zusammen zum Ortskommandanten um einen Passierschein zu bekommen. Diese Prozedur ~~begriff~~ ^{schloss} immer ein Wodka-Trinken mit dem Kommandanten ein ... hierbei sagten die Reisenden den Russen Komplimente über die Rote Armee, während von diesen umgekehrt Komplimente über die amerikanische Armee ge-äussert wurden. Der ~~xx~~ britische Anteil am Kriege wurde durchweg von allen Russen mit Geringschätzung behandelt. Wir wagten nicht, die Toaste auf Onkel Sam usw. und unzählige russische ~~offiziere~~ Generäle abzulehnen. Nach der dritten oder vierten dieser Prozeduren war mir nicht mehr klar, auf wen ~~wir~~ ^{ich} toastete - mein Magen fühlte sich wie eine Feuerkugel an.

Die Reisenden gelangen endlich nach Ludwigslust, der amerikanische Kapitän lässt den Pfarrer allein zum russischen Kommandanten gehen. Dieser, ein Major, hat eine Reihe russischer Mädchen bei sich; eine von ihnen konnte ein wenig Englisch und schien überhaupt die Entscheidungen für ihn zu treffen. Schnaps floss in Strömen, der Tisch war mit/Geflügel beladen - übrigens ausgezeichnet gekocht -. Der Major war ~~viel~~ ^{fast} zu betrunken, um

8.
seinen Namen unter den Passierschein zu setzen, wozu er völlig
bereit war.

Sie erhalten endlich nach vier Stunden ~~unterzeichnet~~ die
Unterschrift und gelangen über den Kanal zur 82. Airborn Division.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Wer rettete im Herbst 1944 New York vor der
Vernichtung?

In Südnorwegen, in der Nähe von Ekersund, auf einem besonders zu diesem Unternehmen erbauten Feldflugplatz, standen gut getarnt 35 Fernkampfbomber vom Type He 177. Die Besatzungen, etwa 120 Freiwillige, fliegendes Personal, unter dem Kommando des mit dem Ritter kreuz ausgezeichneten Majors Kuddler, warteten schon seit Tagen auf die Stunde ihres Einsatzes.

Die Maschinen waren vollgetankt. Am Rumpf eines jeden Bombers hing ein übergrosser Lufttorpedo, die Bombenschächte waren übervoll. Maschinen und Mann waren startbereit.

In den Unterküften der Besatzungen herrschte eisiges Schweigen. Vor wenigen Minuten, es war am 16. Oktober 1944, wurde ihnen von ihrem Kommandeur der Einsatzbefehl, der für jeden Einzelnen unter ihnen sein Schicksal bedeutete, verlesen.

"Angriff auf X. Start 17.10.1944, 21 Uhr. Ziel wird erst nach dem Start bekanntgegeben. Rückkehr zum Heimatflughafen unmöglich. Fallschirmabsprung nach Auftragserteilung.

Es lebe die Heimat! "

Während diese Männer ihre letzten Briefe an ihre Lieben zu Hause schreiben, kommt unerwartet der Befehl zum Antreten.

Sie stehen im Halbkreis um ihren Kommandeur, als dieser mit ausdruckslosem Gesicht den soeben mit Fernschreiber eingetroffenen Befehl verliest.

"Maschinen mit Bombenlast sofort vernichten.
Unternehmen wird nicht gestartet.

Im Auftrag des Führers: Bormann."

Mit zynischem Lächeln spricht der Major das letzte Wort, den Namen Bormann aus. Seit wann werden sogar Sonderunternehmen durch Parteifunktionäre abgeblasen.

Der Major gibt mit kurzen Worten seine Anweisungen zur Ausführung des Befehls. Das Vernichtungswerk dauerte keine Stunden. Am folgenden Tag, wenige Stunden vor der ursprünglichen Start-

zeit, erkundigt sich Hitler telefonisch nach der Startbereitschaft. Der Major meldet den Vollzug der Vernichtung der Bomber auf Grund des Befehls, der mit dem Namen Bormannunterzeichnet war. Der Major erwartet weitere Befehle, aber schon ist die Verbindung abgebrochen.

An diesem Tage noch werden alle erreichbaren Männer der Abwehrabteilung Inland von ihren Aufträgen weg nach Berlin befohlen. Bei meinem Eintreffen waren im Zimmer des Adjutanten schon mehrere meiner damaligen Kameraden damit beschäftigt, des Rätsels Lösung unserer Rückbeorderung zu erraten. Auf Anfrage bei Adju, ob wir uns nicht schlafen legen könnten, verneinte er und fügte mit vielversprechendem Lächeln hinzu, dass er in wenigen Minuten den Chef zurückerwarte, der in den frühen Abendstunden ins Führerhauptquartier befohlen worden sei. Der Chef begrüßte uns wie immer recht freundlich: "Na, seid ihr schon da? Recht so, es gibt viel Arbeit." Er bat uns in sein Zimmer. Das, was wir nun hörten, übertraf alles bisher in unserer "Sonderlaufbahn" Dagewesene.

Hier erfuhren wir nun von der vorausgegangenen Ereignissen in Südnorwegen. Allerdings weit eingehender als einleitend schon erwähnt.

Im Herbst 1944 glaubte wohl auch Hitler an keinen Sieg der deutschen Waffen mehr. Umsomehr beschäftigte ihn der Gedanke, dem amerikanischen Gegner, der genau wie im ersten Weltkrieg entscheidend zum Sieg der Alliierten beigetragen hat und trotz dem auf Grund seiner geographischen Lage nie zum Kriegsschauplatz geworden war, einen "Denkzettel" zu verabreichen.

Es war seine höchsteigene Idee, die er unter Ausschaltung des Oberkommandos der Luftwaffe, das ja schon lange nicht mehr sein Vertrauen besass, ausführen wollte.

Das Angriffsziel des schon seit Wochen vorbereiteten Unter-

nehmens war die Millionenstadt New York. Das Herz Amerikas sollte getroffen werden. Die von den Kampfflugzeugen geladene Bombenlast war keine der sonst üblichen, für Hitler aber anscheinend vielversprechend.

Seine Entrüstung, als er durch Major Kuddler von der Vernichtung der Maschinen hörte, kannte keine Grenzen.

Hitler liess sofort Bormann zu sich kommen, der aber von einem derartigen Befehl selbstverständlich nichts wissen wollte. Er besass anscheinend bei Hitler noch genügend Vertrauen, so dass Hitler ihm seine Schuldlosigkeit aufs Wort glaubte.

Der Chef der Abwehrabteilung Inland wurde beauftragt, den Urheber des Befehls zu ermitteln. Die Möglichkeiten waren so umfangreich, dass sein Erfolg in dieser Angelegenheit ziemlich unwahrscheinlich war.

Es war auch so, der Retter New Yorks blieb unbekannt, die Einwohner der Stadt haben aber heute noch allen Grund, diesem Mann dankbar zu sein, denn der Angriff wäre vernichtend für die Stadt ausgefallen.

Institut für Zeitgeschichte / Archiv

10.1.1968

- Archiv -

Ze A-2/NN-Ho/sch

An das
Presse- und Informationsamt
der Bundesregierung
- Vertretung Berlin -
z. Hd. Herrn Eimers

1 Berlin 15
Bundesallee 216-218

Sehr geehrter Herr Eimers!

Wir danken Ihnen für die Übersendung des Manuskripts
"Die letzten Tage des OKW" und für die damit zum Ausdruck
gebrachte Anteilnahme an der Arbeit unseres Instituts.
Wenn auch der Verfasser unbekannt ist (sicher ist, daß er
zur Funknachrichtenabteilung von "Zossen" gehörte), und
auch der geschilderte Inhalt nur begrenzte Bedeutung hat,
nehmen wir die Aufzeichnung gerne in unsere Sammlungen auf.
Erfahrungsgemäß wird sie bei speziellen Untersuchungen
doch mit Gewinn verwendet werden können.

Mit freundlicher Empfehlung

Hoch
(Dr. A. Hoch)

PRESSE- UND INFORMATIONSAMT
DER BUNDESREGIERUNG
- Vertretung Berlin -

1 BERLIN 15, den 21.12.1967
Bundesallee 216-218
Telefon: 24046 2 12 61

An das
Institut für Zeitgeschichte

8 München
Mühlstr. 26

Institut für Zeitgeschichte	
2. JAN. 1968	
Ho	Me

Sehr geehrte Herren,

bis Ende vorigen Jahres war ich stellvertretender Chefredakteur des "Kurier" in Berlin.

Bei der Auflösung der Redaktion, nachdem die Zeitung nach dem 31. Dezember 66 eingestellt wurde, stieß ich auf das vorliegende Manuskript, dessen Verfasser mir unbekannt ist und von dem ich auch nicht sagen kann, wie lange es bei dem "Kurier" gelegen hat.

Für den Fall, daß die Darstellung des unbekanntem Verfassers für Ihre Arbeit interessant ist, überlasse ich es Ihnen gerne. Eine Rücksendung ist nicht erforderlich, da hier keine Verwendung besteht.

Hochachtungsvoll

Anlage

1 Manuskript

(Einers)

File R

- ~~1) Anst. Kennzeichnung~~
- 2) Original Manuskript in Reg. Material + ...
mit Vermerk über Abgabe in Anlage
- 3, Anlage > Thematik ZS/A 2 - NN - Berichte
(mit Xerox des Bundesrats)

Ho

Es war Mitte März 1945. ~~Der letzte Akt des grössten Drama der Welt-~~
~~geschichte ging seinem Ende entgegen.~~ Das OKW hatte den Oberbefehl
über die Ostfront und war direkt Himmler unterstellt, während der
OKW-Führungsstab (Abgek. WFSt.) den Oberbefehl über die Westfront
führte und direkt Hitler unterstand. Der verantwortliche Mann im
WFSt. war Jodl. Keitel als Chef des Stabes stand zwischen ihm und
Hitler und stellte nur eine Figur dar. Der WFSt. lag zu dieser Zeit
in Zossen bei Berlin in der Anlage "Zeppelin" des OKH. Die FNA (Funk-
nachrichten-Abt.) in Schenkendorf hatte alle Nachrichtenverbindungen
zu Hitler zur Reichskanzlei, Berchtesgaden-Obersalzberg, Anlage Otto (T
Truppenübungsplatz Ortrup/Thür.) und WFSt. Zossen besetzt. Daneben bestand
noch die OKW-Nachr. Abt., die vor allem die Verbindungen zwischen den
überall i, Reich verstreut liegenden OKW-Dienststellen hatte.

Ausser den täglichen Luftangriffen auf Berlin, die wir von unserer
FNA gut beobachten konnten, spürten wir ^{kaum etwas} ~~direkt noch nichts~~ von Kriege,
bis wir eines Tages in der Mitte des Aprils den grossen Angriff auf
das wenige Kilometer entfernte "Zeppelin" erleben. Fast alle Baracken
waren ausgebrannt und das Leitungenetz zerstört. Die Nachrichten zur
Reichskanzlei und zur Anlage Keitel im Luftgau Berlin-Dahlem gehen
nur noch durch Funk. Zu diesem Zeitpunkt gehen die ersten Gerüchte un-
serer Verlegung nach Berchtesgaden um. Alles überflüssige Personal

und Material geht schon laufend nach dem Süden. Mit einer Verlegung "Otto" ist infolge des amerikanischen Vormarsches kaum noch zu rechnen. Durch den Funkverkehr mit dem Süden verspüren wir deutlich die "Sorgen" die unsere Führung noch in den letzten Kriegstagen hat. Es wurden durch Blitzgespräche am laufenden Band Einrichtungsgegenstände, Geschirre, alles von bester Qualität, angefordert. Man führte sogar Beschwerde, weil bei einer Sendung statt grosser Suppenlöffel kleinere geschickt wurden. Es waren auch Grüsse an die Liebste auszurichten, die schnellstens nachkommen sollte. Das war die Führung, für die unsere Kameraden an der Oder und am Rhein den Endkampf beenden sollten. Wir warten stündlich darauf, dass Hitler nach dem Süden gehen würde, um seine Laufbahn dort zu beenden, wo er sie angefangen hat.

Die von der Westfront eingehenden Sprüche werden durch Fernschreiber nach Zossen weiterbefördert, wo sie Jodl oder seinem la übergeben werden. Hier ist man sehr selten über die Sprüche erfreut, weniger des Inhaltes wegen, als der unangenehmen Aufgabe, Hitler davon in Kenntnis zu setzen. An Funksprüchen wurden in der letzten Zeit nur noch Führungsblitz oder Führersprüche befördert. Durch Überlastung unseres einzigen Offiziers mussten wir die Sprüche selbst entschlüsseln und haben dadurch mehr erfahren als wir eigentlich durften. Neben den üblichen Meldungen über die Frontlage, denen in den meisten Fällen ein Notschrei nach Munition besonders Panzerfäusten und Kraftstoff angefügt war, erinnere ich mich noch einiger interessanter Einzelheiten.

Ruhrgebiet: General K., Chef des Stabes der Heeresgruppe Model, bittet Hitler persönlich um Absetzung aus einer Stellung. Strenger Befehl Hitlers, die Stellung zu halten. Darauf bittet K. um seine Entlassung, da er unter diesen Umständen seinen Posten nicht ausfüllen kann. Einige Tage später sind die Sprüche von eine, anderen unter-

M

-3-

zeichnet. Weitere Meldungen von Meutereien kleineren Umfanges des Volkssturmes in Westfalen. Volkssturmlaute erschossen Wehrmachtsoffiziere. Befehl von Berlin: Trennung der Wehrmacht vom Volkssturm. Rücksichtsloses Einschreiten gegen derartige Fälle. Amerikaner ziehen unter Jubel der Bevölkerung in Münster ein. Befehl Hitlers: Die IG-Werke auf alle Fälle zu halten. Einrichtungen sollen sichergestellt werden. Zu diesem Zweck wird ein Inf.-Btl., durch Volkssturm verstärkt, gegen eine amerikanisch-französische Division eingesetzt.

Zur Entlastung des Ruhrkessels wurde vom OKW ein Gegenangriff aus Holland und dem Raum Osnabrück heraus befohlen. Kraftstoff und Munition sollten im Weserbergland bereitgestellt sein. Nach zwei Tagen antwortete die Truppe, dass die dort aufgefundenen Bestände höchstens für drei Tage reichen würden. Die Verhandlungen wurden von der Truppe bewusst in die Länge gezogen, bis schliesslich einige unbedeutende Gegenangriffe erfolgten. Die meisten Divisionen hatten sich bereits abgesetzt oder waren irgendwo verstreut.

Im Laufe des Aprils ergehen kaum noch Befehle Hitlers oder des OKW an den Westen. Wir empfangen lediglich die militärischen Meldungen. Man spürt deutlich einen passiven Widerstand der Westarmeen gegen die berliner Befehle. Mit dem Beginn des russischen Angriffs auf Berlin am 14. April dienen die Meldungen aus dem Westen nur noch zur Aufstellung der Wehrmachtsberichte und zur Füllung des Kriegstagebuches beim OKW. Es ist jetzt augenscheinlich, dass auch Hitler den Westen aufgegeben hat.

Der Beginn der russischen Offensive steigert nicht nur bei uns, sondern auch in Zossen die Spannung bis zum Äussersten. Wann werden wir nach dem Süden ziehen? Wir wissen, dass nur noch ein Raum zwischen

den Russen und Amerikanern zum Durchschlüpfen frei ist. Die russischen Fliegerangriffe zeigen das Näherrücken der Front an. Ab 18. abends ist bereits Kanonendonner zu hören. Am 20. mittags stehen die Russen vor Königwusterhausen und Baruth. An Hitlers Geburtstag denkt niemand. Unser Funkverkehr rollt wie immer ab, obwohl sich bereits einige Gegenstellen durch sarkastisches "wir sprengen" abgemeldet haben. Als am Nachmittag die ersten Granaten in unserer Nähe einschlagen, erreicht uns der Abmarschbefehl mit dem Ziel: Luftschutzschule am Grossen Wannensee. In aller Eile wird die Funkstelle abgebaut. Mit Anbruch der Dunkelheit fahren wir gruppenweise ab, um den russischen Tieffliegerangriffen zu entgehen. Vor der Avus warten wir den letzten amerikanischen "Gruss" an Berlin in Form des üblichen 10-Uhr-abends Moskito-Angriffs ab. Der Osten Berlins steht in Flammen und von den russischen Leuchtschirmen gelb erleuchtet, während über dem Westen die amerikanischen Christbäume hängen. Im grossen Hochbunker der Luftschutzschule findet sich der WFSt. zusammen. Wir besetzen dort die Funkzentrale der "Luftflotte Reich". Die Stimmung ist nicht als glücklich zu bezeichnen.

Als es am 22. mittags auch hier brenzlich wurde, mussten wir weiterziehen. Ein Teil unserer Abteilung bog nach dem Süden ab und geriet bei Regensburg in amerikanische Gefangenschaft. Vor dem Abmarsch wurde seitens unseres Kommandeurs das erste ~~mal~~ wahre und offene Wort gesprochen. Er machte uns die Sinnlosigkeit der Verteidigung Berlins klar und sagte, dass sich der WFSt. nach Norden absetzen würde. Er würde seine Aufgabe darin sehen, noch recht viele seiner Männer im Gefolge des WFSt. aus dem Hexenkessel Berlins herauszubringen. Über Kraampnitz hinter Potsdam marschierend, schlüpfen wir zwischen Brandenburg und Rathenow durch eine Frontlücke und sind hinter der russischen Front. Bei Rheinsberg/Meckl. beziehen wir eine vorbereitete Anlage. Wir haben neben dem Westverkehr

immer noch Funkverbindung mit Berchtesgaden und der Reichskanzlei. Mit uns trifft hier noch ein Funktrupp aus der Reichskanzlei ein; den unser Kommandeur auf eigene Faust in letzter Minute herausbeordert hat. Es blieb nur eine kleine Nachrichtenbesatzung zurück. Diese Kameraden berichteten uns einige interessante Einzelheiten aus den letzten Tagen der Reichskanzlei. Alle Räume waren bis oben hin vollgepackt mit Munition und Verpflegung, man konnte alles bekommen. Hitler selbst ist noch von einem Kameraden am 24.4. gesehen worden. Er sah sehr schlecht aus und machte einen völlig gebrochenen Eindruck. Alles hatte sich in die Bunker im Keller zurückziehen müssen, da die oberen Räume zerstört waren. Die Besatzung bestand ausschliesslich aus SS-Angehörigen, die dort die letzten Kriegstage mit ihrem Harem verbrachten. Von Zeit zu Zeit wurden Späh- und Stosstruppe zusammengestellt und los ging es mit den "Brünhilden" bis an die Zähne bewaffnet durch die U-Bahnschächte in Richtung Friedrichstrasse und Alexanderplatz, um einige Panzer zu knacken. Später, als niemand mehr Lust für derartige Unternehmen verspürte, wurden die Leute für die Stosstruppe brutal aus allen Räumen zusammengetrieben.

Unser Kommandeur wurde von Jodl wegen des herausgezogenen Funktruppe gerügt und erhält Befehl, einen Trupp zusammen zu stellen, der mit einer Ju auf der Ost-West-Achse landen sollte. Nach zweimaligem, vergeblichem Anflug auf Berlin kehrte er wohlbehalten zurück. Die Besatzung hatte keine Landung mehr gewagt. Ein Oberwachmeister wurde daraufhin, mit Funkunterlegen versehen, mit einem Fallschirm über Berlin abgesetzt und ward nicht mehr gesehen.

Einige Tage später geht es weiter nach Wismar. Auf dem Gut Dobbin bei ~~Büxtehde~~ Bützhof in Mecklenburg fand noch ein Zusammentreffen zwischen

Keitel, Dönitz und Himmler statt. Von Dobbin war keine Funkverbindung mit Berlin zu bekommen. Auch einer noch anwesenden OKH-Funkstelle gelang keine Verbindung mit ihrer Gegenstelle in der Reichskanzlei. Die letzte Funkverbindung war am 27.4. Am Abend des 28.4. gelang es der Fernsprechvermittlung unter lautem Hallo noch einmal die Reichskanzlei über Draht zu bringen. Von Dobbin geht es wieder über Wismar in abenteuerlicher Nachtfahrt nach Neustadt in Holstein. Hier erleben wir die Versenkung der neuesten U-Boote und die Abmusterung der Besatzungen, die zum Landeinsatz fortziehen. Am nächsten Abend bereits geht es mit den englischen Panzern um die Wette weiter nordwärts. Vor Kiel überraschten uns im Morgengrauen englische Jabos und vernichteten die halbe Kolonne. Einzelnen schlugen sich die Fahrzeuge weiter durch. Der Rest sammelt sich auf der letzten Station, in der Marineschule in Mürwick bei Flensburg. Mürwick ist zum letzten Standort des OKW und der Reichsregierung, die hier unter Dönitz, Speer und Schwering von Krosigk nach dem Tode Hitlers am 1. Mai abends neu gebildet wurde, ausersehen. Die Marineschule war bis zum 23. Mai, dem Tage der Auflösung des OKW und der Regierung Dönitz, das letzte freie von den Alliierten anerkannte deutsche Reichsgebiet. An einem Schlagbaum standen sich friedlich deutsche und britische Soldaten unter Waffen gegenüber. Wir erreichten Mürwick am Abend vor der Kapitulation der Heeresgruppe Nord. Der verbliebene Teil der OKW- und ~~OKH~~-Nachrichten-Einheiten wurden zur Nachrichten-Abt. Reich zusammengefasst und hatte Verbindung nach Berchtesgaden und allen Armeen im Norden, Süden, Osten und Westen. Es gehen an alle verfügbaren Truppen Befehle zur Entsetzung Berlins. Schörner in der Tschechoslowakei erhält Befehl, sich nach Westen durchzuschlagen. Nach dem Süden gehen Sprüche, die sich sehr viel mit der Verhaftung Görings befassen und bringen viele Umbesetzungen von Posten. Am 7.5. erhalte ich den Befehl, mich in einen Kreisverkehr einzuschalten

in dem wir unter dem mir noch heute in den Ohren liegenden Rufzeichen "jowe" das alliierte H.Q. Eisenhowers unter "jejo" und das H.Q. Montgomerys unter "jexa" erreichen können. Als ich mich von meiner Überraschung erholt hatte, tastete ich den Ruf "jejo de jowe" hinaus. Ich erhielt auch prompt Antwort von dem alliierten H.Q. mit der Frage: "Are you OKW?" Auch die Funkstelle Montgomerys war sofort da. Die erste Verständigung war etwas schwierig, da wir uns einmal über das rein Technische des Verkehrs einigen mussten. Ich liess mir zunächst einmal die am häufigsten verwendeten Verkehrszeichen durchgeben, was die Amerikaner erst unter Zögern und vielen "damned german" taten. Die ersten Stunden wurden wir von den Amerikanern als Luft behandelt. Auf viele Fragen und Anrufe erhielten wir keine Antwort. Die Engländer waren dagegen immer sehr sachlich und hielten sich streng an ihre Funkvorschriften. Schon nach einigen Stunden wollte es der Zufall, dass Montgomery einen Anruf Eisenhowers nicht hörte. Ich benachrichtigte Montgomery, mit dem wir infolge der kurzen Entfernung gute Verständigung hatten (Das H.Q. Montgomerys befand sich bei Hamburg und das von Eisenhower bei Reims.) von dem Anruf und bot an, den Spruch zu übermitteln. Bei den Amerikanern hatte das grossen Eindruck gemacht, denn der Funkverkehr war von nun an fast kameradschaftlich zu nennen. Ich erhielt sehr bald ein "op?" (op= Operator, Funker) d.h. eine Aufforderung mich vorzustellen. Bei Dienstantritt oder Ende erfolgten von nun an immer die üblichen Begrüssungen: g.m. (good morning) oder g.n. (good night). Die Engländer beteiligten sich nie an diesen Privatgesprächen. Sie waren offenbar zu sehr an ihre Funkdisziplin gebunden. Auch zwischen den englischen und den amerikanischen Funkern ist es m. W. zu keinem persönlichen Kontakt gekommen, was die Amerikaner, die uns sehr aufgeweckt und wissensdurstig erschienen, den Engländern offen-

sichtlich Übelnahmen. Ein Kamerad erzählte mir, dass er im Laufe eines Gespräches mit einem Amerikaner festgestellt hat, dass beide bereits vor dem Kriege als Amateure in Funkverbindung gestanden hatten. Ein Zufall, der bestimmt nicht alltäglich ist. Der nächste Tag brachte uns schon Arbeit. Es wurde die Kapitulationsabordnung und ihre Abreise nach Reims vereinbart. Für diese Abordnung, zu der Jodl und Admiral Friedeburg gehörten, stand die Funkstelle Eisenhowers zur Verfügung. Vor der Abreise der Abordnung wurden uns die Kapitulationsbedingungen durchgegeben, die in deutscher Sprache abgefasst waren. Es erfolgten noch verschiedene Rückfragen der Abordnung aus Reims und schliesslich die Bestätigung der Unterzeichnung und die Bekanntgabe des Zeitpunktes des Waffenstillstandes. Nach der Kapitulation wurde dem OKW eine alliierte Kontrollkommission unter Führung eines politischen Stabes beigegeben. Der Funkverkehr zu den Armeen und den Heeresgruppen blieb bestehen. Es musste alles nur im Klartext gesendet werden. Es bestand sogar nach Kurland noch Funkverbindung bis zum 23. Mai. Die Kapitulation wurde durch Funk an alle Stäbe durchgegeben. Nach der Kapitulation wurde unsere Funkstelle für die alliierte Kontrollkommission eingesetzt. Es gingen aber auch noch verschiedene Spüche an das OKW. Hierbei handelte es sich vor allem um die Nichteinhaltung der Kapitulationsbedingungen. Es operierten noch verschiedene deutsche U-Boote im Atlantik, die infolge des Ausfallens des einzigen deutschen Längstwellensenders bei Magdeburg noch nicht von der Kapitulation in Kenntnis gesetzt werden konnten. Ausserdem wurden kleinere allein operierende Truppenverbände im Osten und besonders die Heeresgruppe Schörner in der Tschechoslowakei in Kenntnis gesetzt

Am Morgen des 23. Mai stellten wir fest, dass alles von britischen Panzern umstellt war und spürten, dass die letzte Stunde des OKW und der Regierung Dönitz geschlagen hatte. Kurze Zeit später wurden wir von britischer Infanterie überrannt. In Kolonnen auf LKW verladen, traten wir, Generalstäbler, Offiziere, Soldaten und Wehrmachtshelferinnen getrennt den Weg in die Gefangenschaft an. Das OKW hatte ein unrühmliches Ende gefunden.

Institut für Zeitgeschichte

ZS/R-2 / 18 - 46

PQ

Institut für Zeitgeschichte

Pillau - Hafen der Rettung und
Verzweiflung.

Februar 1945. Eisige Schneestürme fegen über die Landstrasse zwischen Königsberg und Pillau. Langsam schiebt sich der Treck von flüchtenden Menschen nach Pillau hinein. Pillau ist Hafen, hier liegen Schiffe, die nach Westen fahren. Nach Westen!

Vor wenigen Tagen noch wurden von der Stadtkommandantur in Königsberg grosse Plakate an die Häuserwände geklebt: "Wir kapitulieren nicht! Die Festung Ostpreussen hält stand!" Die Bevölkerung fasste neuen Mut, obwohl der Kanonendonner der Front täglich deutlicher zu hören war. Wer verlässt auch die Heimat, wenn es noch Hoffnung auf einen "Sieg" gibt, wenn die Richtigkeit des Ausharrens amtlich bestätigt wird? Doch als die ersten russischen Panzer in die Vorstadtstrassen rollten, als die "Siegreiche" Gauleitung schwieg und sich nach Pillau absetzte, erkannten die Königsberger das "zu spät". Wie man ging und stand lief man los - mit dem Luftschutzkoffer in der Hand und der Einkaufstasche voll Verpflegung. 50 Km bis Pillau. Irgend ein Wagen wird mich schon mitnehmen.

Sie mussten laufen. Und Pillau war von Menschen überfüllt. Es gab keinen Raum mehr in der Stadt, der noch nicht belegt war. Das Wetter hatte sich etwas gebessert, es war zwar kalt, aber die Sonne schien und gab neue Hoffnung. Doch nur kurze Zeit: es gab kein Brot in der Stadt. Nirgends in den Geschäften etwas zu essen. Am Seebahnhof steht ein Verpflegungszug der Gauleitung, heisst es. Doch dort wird nicht gekocht, weil die Gauleitung mit allem Personal abgefahren ist. Der leere Zug steht da. Die wenigen Gemeinschaftsküchen sind von hunderten von Menschen umlagert - es reicht nie für alle.

Der Hafen ist abgesperrt. Von der Hafenkommantantur werden Fahrkarten ausgegeben, viele Hunderte warten schon seit Tagen auf das kleine Stückchen Papier, welches das Leben, die Fahrt nach Westen bedeutet. Warten! Ohne Unterkunft, ohne Essen! Und seit einigen Stunden liegt das KdF-Schiff "Robert Ley" an der Pier. Glückliche Menschen schieben sich langsam das Fallreep hinauf, während die Ladebäume gerade ein Klavier über die Ladelücke schwenken. An der Pier türmen sich Berge von Gepäck, Überseekoffer, Stoffbündel, Möbel, Kisten.

Immer neue Menschen strömen in die Stadt. Von Marinesoldaten ist endlich der Verpflegungszug wieder in Betrieb genommen worden und es wird laufend Kaffee, Suppe und Brot aus Marinebeständen ausgegeben. An der Pier vor dem See-Bahnhof liegen einige Fischkutter, ein Schlepper und ein Vermessungsschiff der Navigationsschule (Baujahr 1890). Seit zwei Tagen sind die Flüchtlinge an Bord, doch die kleinen, seeuntüchtigen Schiffe können bei dem Seegang nicht auslaufen. Man hofft, dass sich die See mit anbrechen-

der Dunkelheit beruhigt. In einer Stunde sollen sie auslaufen. Trotz der Absperrung kommen immer wieder Menschen, gehetzte Frauen, Kinder, Greise und betteln um Mitnahme. Sie müssen abgewiesen werden, das Schiff ist überladen, eine weitere Überbelastung gefährdet die ohnehin fragliche Seetüchtigkeit. Eine Frau versucht in Verzweiflung den Sprung von der Pier zum Schiff - sie fällt ins Wasser. Man nimmt sie an Bord. Ein Greis fällt auf die Knie, fleht, alle bitten, betteln - und der Kommandant muss hart unmenschlich hart bleiben, damit er wenigstens die Menschen an Bord retten kann.

Hundert Meter davor macht eben ein 2 000 Tonner fest. Ein Frachtdampfer. Wie ein Magnet zieht er die Menschen an. Kaum ist das Fallreep herunter, stürmen schon die ersten hinauf. Ordnung zu halten ist nicht möglich. Der Stärkere überrennt den Schwächeren. Das sind Frauen und Kinder. Als der Verfasser einen Offizier, der gerade an Bord geht, fotografiert, wird er mit der Pistole bedroht, auf Befehl dieses Herrn von zwei Matrosen festgenommen. Es gab einen Befehl, der es nur Frauen und Kindern gestattete, die Stadt zu verlassen.

Immer neue Menschenmassen strömen aus Königsberg herein. Eine Frau trug ihr wenige Monate altes Kind auf dem Arm, als sie es mit ein wenig erbetelter Milch füttern wollte, war es tot. Erfroren. Eine andere suchte ihren 5jährigen Sohn, seit Tagen, überall und immer wieder konnte man die brüchige Stimme hören: Herbertchen - mein Kind - Herbert...

Auch hier in Pillau kleben die gleichen gelben Plakate: Wir kapitulieren nie!

Ratibor

E r l e b n i s b e r i c h t
Über das Flüchtlingsproblem und meine Aufenthaltszeit
im polnisch-besetzten Gebiet.

..... Und nun die Passion in Ratibor, früher eine der schönsten oberschlesischen Städte, heute ein großer Trümmerhaufen. Meine Eltern, Verwandte, Bekannte und ich wollen nun die Tatsachen schildern, die jederzeit besiedelt werden können. Ca. 3 Wochen nach der Besetzung ist die Stadt in Brand gesetzt worden mit dem Bemerkung, dass diese sich zu lange gehalten hat. Die Bevölkerung, vertrauend auf die Menschlichkeit, wurde evakuiert, um ungestört alles zerstören und ausplündern zu können. Nachdem sämtliche Lager, Seltenheitswerte und Bekleidungsstücke sowie Wohnungseinrichtungen abtransportiert wurden, begannen sinnlose Zerstörungen solcher Güter, die nicht transportfähig waren. Man machte es sich insofern einfach, dass man aus den verbliebenen Häusern Türen und Fenster herausriß und sämtliches Inventar sinnlos herauswarf. Das schlechte Wetter besorgte den Rest. Öfen in den Wohnungen wurden nicht gebraucht, dafür setzte man Pflöcke in die Dielen, hängt Kochgeschirre an eine angebrachte Querleiste und machte ein offenes Feuer im Zimmer, um das Essen zu wärmen. Den ängstlichen Bewohnern zog man solche Sachen aus, die gut aussahen. Von Vergewaltigungen zu reden ist sinnlos, da derartige Fälle unzählbar sind. Jedes Erlebnis dieser Art ist so schauerlich, dass es nicht mit Worten zu beschreiben ist. Es gibt da Fälle zu berichten, wo man ganze Bücher schreiben könnte.

Man glaubte, es schlimmer nicht mehr erleben zu können, aber die Polen überboten es spielend. Seit der Besetzung hat die leidende, in Seuche und Epidemien verfallene Ratiborer Bevölkerung noch keine Lebensmittelkarten erhalten. Ja man erklärt uns, es gibt auch noch vor Weihnachten keine Marken, damit Ihr krepirt, Ihr Bestie! Jede Beschwerde ist zwecklos; sie ist von vornherein abgelehnt mit dem Bemerkung, die Deutschen haben es auch so gemacht. Im Sommer sammelte die Miliz, beginnend meistens um 3.30 Uhr die deutsche weibliche Bevölkerung zu Aufräumungsarbeiten. Am Abend kamen die Leute von der Arbeit, ohne etwas Essen bekommen zu haben. Viele Leute brachen bewusstlos zusammen. Ich betone erneut, diese Vorfälle können besiedelt werden unter Angabe der Personen. Mit Kolben prügelten sie die Bevölkerung zur Arbeit. Ich sah ermattete Frauen mit sterbenden Kindern auf Rinnsteinen, um auszuruhen. Kolbenschläge waren die ersuchte Ruhe. Die verbländeten Menschen Polens schauten keine Heiligtümer. So drangen sie auf unsere Friedhöfe und suchten in Gräbern und Gräften nach Schmuck und wertvollen Gegenständen. Konstranzen und andere geweihte, wertvolle Heiligtümer sind gestohlen worden. Die Geistlichkeit verbrachte manche Tage im Gefängnis oder Zuchthaus.

21/11/14

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Die Rote Armee in der letzten Kriegsphase

Als anfangs 1945 die Rote Armee zu ihrem letzten urgewaltigen Schlag gegen den deutschen Gegner ausholte, stand ein an Kräften, an Menschen und Kriegsmaterial turmhoch überlegenes, hassgefülltes, grimmes, von fanatischem Siegeswillen erfülltes Millionenheer einer körperlich und moralisch gebrochenen, völlig zusammengeschlagenen, ausgebluteten, hoffnungslos verzagten Minderheit gegenüber und die endgültige, totale Niederlage Hitlerdeutschlands war für die sowjetischen "Kriegsspezialisten" nur mehr die Frage eines glatten strategischen "Echsenkampfes". Für die sowjetischen Führungskreise gab es zu diesem Zeitpunkt selbstverständlich keinen Zweifel mehr am endgültigen Sieg. Um so verwunderlicher mag es erscheinen, dass die Masse der Rotarmisten bei allem Siegeswillen, von dem auch sie beseelt war, bis zu einem gewissen Grade die letzte, unbirrbar Siegeszuversicht nicht hatte.

Ich wusste keinen einzigen der zahlreichen Rotarmisten aus meiner seinerzeitigen Umgebung zu nennen, der in jenen Wochen nicht mehr als einmal mit bangen Zweifeln in der Frage zu mir gekommen wäre: "Skaschisch, njemzi, wojni skora kaput?", was etwa besagen sollte: "Deutscher, meinst du, dass der Krieg bald zu Ende sein wird?". Wenn ich dann den Rotarmisten meine felsenfeste Überzeugung klargelegt hatte, dass der deutsche Widerstand endgültig gebrochen sei und der Krieg wirklich nicht mehr lange dauern könne, dann schüttelten sie zumeist nur zweifelnd den Kopf: "Tu dumaisch tak?!" (Du denkst halt so...?!)"

Ja, sogar Träger der unteren Offiziersdienstgrade von Unterleutnants bis zu den Kapitäns verrieten in schwachen Stunden oftmals ihre mangelnde Siegeszuversicht. Der Eindruck dieser katastrophalen, scheinbar unerklärlichen Häufung dieses Bangens bei allen, war auch auf mich manchmal so stark, dass selbst durch meine kühlen Überlegungen manchmal ein heisser Strom fuhr und öfters stieg in mir die ~~schreckliche Befürchtung~~ ^{Verdacht} auf, der Rotarmist würde noch in den letzten Minuten dieses Ringens resignieren, wenn sich der deutsche Widerstand wie durch ein Wunder tatsächlich noch einmal versteifen sollte oder andere, im Stillen befürchtete Ereignisse, nämlich das Umschwenken der westlichen Verbündeten, eintreten sollten.

Sicherlich waren die Rotarmisten seinerzeit durch die überhörten

Strapazen eines mehr als zweijährigen, ununterbrochenen Kampfes und Vormarsches an Leib und Seele ermüdet. Keiner der russischen Soldaten war seit Kriegsbeginn auch nur für wenige Wochen zur Ruhe gekommen oder gar einmal nachhause gekommen. Fronturlaub, wie er bei der deutschen Wehrmacht üblich war, gab es in der Sowjetarmee nicht. Ja, nicht einmal die Feldpost war auch nur annähernd so organisiert, wie man es bei einem modernen Heer erwartet. Der Rotarmist, wenn er alle drei Monate ein- und ein Post von zuhause bekam und in der gleichen Zeitspanne einen Brief nach Hause schreiben konnte, war gut bedient. Sicherlich ist es auch eine bekannte Erscheinung, dass sich besonders der einfache Mensch am Vorabend bevorstehenden grossen Glücks, der endlichen Erfüllung eines jahrelangen Sehns aus einer allen primitiven Geistern inwohnenden unerklärlichen abergläubischen Scheu heraus, letztlich nicht recht an das Eintreffen des Glücks zu hoffen wagt. Aber in die geistige Situation der Sowjetarmee in jenen Wochen spielten noch andere, tiefere Ursachen herein.

Erstens war der deutsche Soldat für den russischen Soldaten von Anfang an der furor teutonicus, die personifizierte Kampfwildheit, und die deutsche Kriegsmaschine war für ihn der Begriff des Unbesiegblichen, des geschliffendsten Schwertes der Welt schlechthin. Auch die so deutlich sichtbaren sowjetischen Erfolge, welche die Rote Armee von Stalingrad bis an die alte deutsche Reichsgrenze heran geführt hatten, vermochten diese Ansicht beim Rotarmisten nie ganz zu revidieren. In den meisten von ihnen schlummerte immer noch irgendwie die von der goebbelschen Propaganda in die Rote Armee geschickt gescharte Angst, beim deutschen Rückzug könnte es sich eventuell doch nur um strategische Manöver handeln.

Das zweite wesentliche Moment zur mangelhaften Siegeszuversicht bestand in dem schon seinerzeit beim Sowjetmenschen unausrottbarem Misstrauen gegen die westlichen Alliierten. So wie viele Deutsche in jenen kritischen Monaten hofften, die Amerikaner und Briten könnten sich in letzter Minute doch noch mit Hitler-Himmler gegen die Sowjets verbünden, so sehr wurde dies auch von der Masse der Rotarmisten befürchtet.

Die Ursachen zu beiden Momenten sind in der propagandistisch anezogenen Geisteshaltung der Sowjetmenschen zu finden. Der Sowjetmensch war vor dem Ariege zu grosser Achtung vor dem deutschen Arbeiter, dessen Leistungen, Fleiss, Wissen und

Können erzogen worden. In Bezug auf das Niveau der deutschen Technik und Wissenschaft und auf die deutschen Kulturgüter gewährte das Sowjetregime seinen Völkern einen weit über das in der UdSSR übliche Mass hinaus gehenden Einblick. So wurde zum Beispiel in der UdSSR als einzige Fremdsprache der Deutschunterricht als Pflichtfach ~~man~~ in den Schulen eingeführt. Fröhlich auch lernte der junge Sowjetrusse erfahren, dass seine Idole, die Vorläufer von Lenin und Stalin, Marx, Engels und Bebel Deutsche waren.

Die Aufmerksamkeit der Sowjetmenschen war also zu Deutschland wie zu keinem anderen Land in der Welt hingelenkt. Dies hatte sich auch während der Jahre von 1933 bis 1939 im wesentlichen nicht geändert. In dieser Zeit wurde von der sowjetischen Propaganda lediglich das Naziregime diskriminiert, der deutsche Arbeiter aber war vom Naziregime wohlweislich distanziert. Die Sowjets vergassen es nicht, dass in Deutschland 1932 ein Ernst Thälmann als Reichspräsident kandidieren konnte und dabei viele Millionen Stimmen deutscher Arbeiter auf sich zu vereinigen vermochte.

Sobald man nun auch während des Krieges noch mit einem so jetischen Intellektuellen, also mit einem von den Lehren des Marxismus-Leninismus-Stalinismus wohlbeschlagenen Bolschewisten ins politische Gespräch kam, brauchte man gar nicht sonderlich hellhörig zu sein, um zu erfahren, dass das Sowjetregime die Aufmerksamkeit der russischen Menschen nicht von ungefähr auf Deutschland gelenkt hatte. Jeder sowjetische Kommunist sagte Deutschland ~~betreffend~~ ^{an Lenin} letzten Endes das gleiche, und zwar dies was sich in den lapidaren Sätzen zusammendrängen lässt: Der Angelpunkt zur Weltrevolution - also zum A und O jedes Bolschewisten - liegt in Deutschland. Die Masse und die produktive Kraft des sowjetrussischen Proletariats vereint mit dem Intellekt des deutschen Proletariats sind Schloss und Schlüssel zur Tür der Weltrevolution. Mit Deutschland und von Deutschland aus allein lässt sich Europa bolschewisieren. Mit Europa aber, als dem "abel der Welt, steht und fällt die Weltordnung. (Nebenbei bemerkt, gilt es zu beachten, dass die Sowjets auch heute noch in Europa den "abel der Welt sehen, weil sie sich in ihrem Chauvinismus weigern die technische, geistige und wissenschaftliche Ueberlegenheit der USA anzuerkennen.)

Es hat jetzt, nach der von Hitler heraufbeschworenen Entwicklung, nicht mehr viel Sinn, darüber zu philosophieren, wie sich die Sowjets die Entwicklung ihrer Weltrevolution über Deutschland eigentlich vorstellten, ob sie dabei etwas auf friedlichen oder kriegerischen Wegen nach Deutschland kommen wollten. Fest

steht allein, dass der Kreml heute mit Recht auf seine un-
zweifelhafte Loyalität Deutschland gegenüber pochen kann.
Nach Abschluss des deutsch-sowjetischen Paktes im August 1939
befleißigten sich die Sowjets auch Nazideutschland gegenüber
einer strengen Loyalität. Während der zwei Jahre bis zum
deutschen Ueberfall erfüllte die Sowjetunion alle gegen
Deutschland eingegangenen vertraglichen Verpflichtungen, ent-
hielt sie sich sorgsam jeder antideutschen Propaganda und die
sowjetische Presse registrierte kommentarlos die deutschen
Kriegserfolge. In übrigen richtete sie ihre propagandistischen
Diskriminierungen ausschliesslich gegen die Protoformen der
westlichen kapitalistischen Länder, gegen England und Amerika.
Der einzelne Sowjetmensch wuchs dabei in den Glauben an die
Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens, in einen modus
vivendi zwischen dem sowjetrussischen und dem deutschen Volke
hinein und lernte dabei verstärkt seine späteren verbündeten
kennenzulernen.

Dementsprechend traf den Sowjetmenschen der deutsche Ueberfall
wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ueber Nacht war der bislang
so geachtete und geschätzte deutsche Arbeiter zum Todfeind,
zum feigen, wortbrüchigen Verräter geworden. Die bislang aber
so sehr verachteten und geschmähten Anglo-Amerikaner ~~aber~~
sollten mit einemmale zum Bundesgenossen in einem Kampf auf
Leben und Tod geworden sein. Die Primitivität des einfachen
russischen Menschen brauchte besonderer Holzhammermethoden und
auch eine gewisse Zeit, um sich an diese völlige Umwälzung
aller Begriffe zu gewöhnen. Gerade ein Merkmal primitiver
Völker ist es, dass einmal in sie gepflanztes Ideengut auch
dann noch wenn es ~~schon~~ wider Willen ist ~~noch~~ jahrelang in
ihrem Unterbewusstsein haften bleibt und gerade in kritischen
Momenten zur Oberfläche drängt.

Die sowjetische Propaganda sah sich dementsprechend ebenfalls
über Nacht gezwungen für die notwendig geordnete geistige
Umerziehung der von ihr beeinflussten Völker, alle Register
zu ziehen. Beklommen hatten die Kremlherren angesichts der
sich überstürzenden Ereignisse nach dem deutschen Ueberfall
zu sehen müssen, wie sich ihre einer ganzen Generation ein-
gebläuten ideologischen Sentenzen ~~im~~ kritischsten Moment als
Hohlheit erwiesen. Blitzschnell musste es ihnen zur eindring-
lichen Bewusstheit werden, dass sie sich um besseres, mit-
reisenderes, nachhaltigeres und gehaltvolleres, dass sie sich
um ein völlig neues Ideengut umsehen mussten, um ihre Völker
bei der Stange halten zu können. So wurde in jenen Monaten

im bolschewistischen Russland ganz von selbst der neue russische Chauvinismus reinsten Wassers geboren, ein Neonationalismus, an dem schliesslich die Kremlherren selber so grossen Geschmack fanden, dass sie auch heute noch an ihm selbst bis zum Kreis der Lächerlichkeit festhalten.

Der Krieg gegen das faschistische Deutschland wurde nicht zu einem Krieg der bolschewistischen gegen die faschistische Ideologie erklärt, sondern zum "Grossen Vaterländischen Krieg" der freiheitliebenden russischen Völker ausgerufen. Die vorher so sehr geschätzten Rangabzeichen und auch viele Allüren der Zarenarmee - z.B. verschiedene Kochen und höchst unterschiedliche Besoldung für Mannschaften und Offiziere! - wurden von der Roten Armee übernommen; Orden, Medaillen und Ehrenzeichen kamen gleichermassen zu neuen Ehren wie die Phraseologie um Heldenruhm und Vaterlandsliebe. Mütterchen Russland wurde von den Antichristen des Kreml erneut heiliggesprochen. Der chauvinistische Geist eines 'Russland, Russland über alles in der Welt!' wurde zum fatalen Plagiat seiner deutschen Parallele wie das 'Prikas jest prikas' in der Roten Armee zum gefährlich, menschenfeindlichen Double des preussischen 'Befehl ist Befehl' wurde.

In der ganzen Sowjetunion hob plötzlich eine Glorifizierung der Kriegshelden an, eine Beweihräucherung der 'Helden der Sowjetunion', welche 'auf dem Felde der Ehre Ihre Pflicht für das russische Volk und Vaterland' taten, ein Heldenkult schickthin wie er selbst in der preussischen Geschichte kaum Beispiele hat.

Aber die Sowjets bewiesen damit lediglich, wie sehr sie ihr Volk kennen. Sie hatten damit den russischen Menschen bei einem seiner ausgeprägtesten Instinkte gepackt, bei seiner schönen, herrlichen Heimatliebe, und mit ihrer ureigendsten Demagogie, die sie noch meisterhafter als die Nazis beherrschen, machten sie diese Heimatliebe zum Nährboden einer beispiellosen Aufhetzung und Geistesverwirrung des russischen Gemüts.

Dies ging schliesslich soweit, dass z.B. die Idee der Selbstaufopferung vor dem Feind bei der Sowjetarmee zu einem ähnlichen Kult wurde wie wir ihn von den Japanern her kennen. Gestützt wurde dieser sowjetrussische Fanatismus durch die masslose, leider durch eine ungeheuerliche Fülle tatsächlicher Ereignisse untermauerte, propagandistische Ausschlichtung deutscher Greuelthaten. Die sowjetische Propaganda konnte dem Rotarmisten überzeugend einhämmern, Gefangennahme durch die Deutschen sei gleichbedeutend mit dem grässlichsten Martiertod. An dokumentarischen Unterlagen, Zeugen und Fotos, konnte es den Sowjets leider

nicht fehlen.

Und so sah sich der deutsche Soldat sehr bald vor dem ihm selbst unerklärlichen, unfassbaren Fanatismus des Rotarmisten, welcher sich in seinemunker von Flammenwerfern zu Tode räuchern liess oder in seinem ~~mann~~ abgeschossenen Panzer bei lebendigem Leibe verbrannte ehe er sich freiwillig in deutsche Gefangenschaft begab.

Die Glorifizierung des Russentums und die masslose Aufpeitschung der nationalistischen Instinkte einerseits, die Greuel- und Hasspropaganda gegen die deutsche Wehrmacht andererseits wandelten die anfänglichen Minderwertigkeitskomplexe des russischen Menschen vor der geistigen und körperlichen Ueberlegenheit der Deutschen in überheblichen, anmassenden und schreckenerrregenden Chauvinismus. Nach mehrjähriger Einkerkung dieser Faktoren hielt sich Ende 1944 der Rotarmist für den besten, heroischsten und, trotz seiner Greuelorgien, auch für den humansten Soldaten der Welt, den Deutschen dagegen hielt er für den Prototyp des Untermenschen, für ein entartetes Tier.

Dieser masslose Chauvinismus erfuhr allerdings einen Schock, als die Rote Armee mit Beginn des Jahres 1945 die alten deutschen Reichsgrenzen zu überschreiten begann und in deutsche Städte und Dörfer kam. In den Vorortsiedlungen und Villenvierteln grösserer Städte, in den oftmals neugebauten Arbeitersiedlungen der Industriegegenden, aber auch in den reichen Bauerngehöften Ostpreussens, Pommerns und Schlesiens sahen die Rotarmisten erstmals in ihrem Leben den Komfort der modernen Zivilisation und die Wohnkultur des deutschen Arbeiters und Bauern. In jeder Wohnung fanden sie natürlich Wasserleitungen, Lichtanlagen, Wasserklosetts, Bäder usw., fanden sie moderne Rundfunkgeräte, Nähmaschinen, ihnen völlig unbekannte elektrische Geräte, Fahrräder, Motorräder, den blitzenden, geschliffenen Hausrat mitteleuropäischer Lebensstandartes, alles Dinge, die bei uns längst zu Selbstverständlichkeiten geworden waren, die ~~fast~~ ^{fast} der Rotarmisten aber kaum vom Hörensagen kannten. Die Sowjets erkannten natürlich sehr bald in diesem Erleben ihrer Soldaten die neue psychologische Gefahr und wendig, wie sie in diesen Dingen sind, setzten sie alsbald ihre Propagandaparolen entgegen. Aber so dumm war auch der Rotarmist nicht, dass er es für bare Münze genommen hätte, alle diese kleinen, netten, sauberen Häuschen könnten nur

"Kapitalisten" gehört haben, dafür war ihnen die "Größe" der Wohnungen denn doch zu gross, und sie machten sich, soweit es für sowjetische Begriffe und Denkungsvermögen überhaupt zugänglich ist, ihre eigenen Gedanken über das "Geschaute".

Mir selber trug diese Gelegenheit einmal eine schwere, nicht misszuverstehende Rüge ein, verbunden mit der bei den Sowjets äusserst gefährlichen Bezeichnung, was mir zur Best. liege, könne mir als "Konterrevolution" ausgelegt werden. Dabei hatte ich lediglich einer wissbegierigen Schar Rotarmisten erklärt, die Quartiere in denen wir in den Tagen jenes Geschehens untergebracht waren - es war Ende März in einer oberschlesischen Arbeitersiedlung - seien von niemandem anderem als von deutschen Arbeitern bewohnt gewesen.

Wenig später gestand mir der gleiche Oberstleutnant, der mir die Rüge erteilen hatte müssen, in einer seiner seltenen Anwendungen von Freimut, ~~dann~~ ^{damit} singenlass folgendes: Der Sieg über Deutschland könne für den Bolschewismus sehr leicht ein Pyrrhussieg werden, weil der Sowjetmensch noch nicht reif gewesen sei, die Grenzen der UdSSR zu überschreiten. Hitler habe der Sowjetunion den Krieg zu früh aufgezwungen. Es könne sehr leicht ^{Fall} sein, dass der Rotarmist die Ursachen zur äugeständenermassen fortgeschritteneren Zivilisation der mittel- und westeuropäischen Länder im allgemeinen und der deutschen Wohlhabenheit im besonderen und jene Ursachen zu der besonders bedingten Rückständigkeit, um nicht zu sagen der allgemeinen Armut in der UdSSR, nicht begreife und deshalb nach Kriegsende in seinen Forderungen an das Sowjetregime zu weit gehe, bei Nichterfüllung seiner Forderungen aber das Vertrauen zu seinem Regime verliere.

Tatsächlich haben die Sowjets diese Gefahr in den letzten Jahren mit den Radikalmitteln ~~dem~~ des autoritären Systems überbrückt und sie schlummert heute längst nicht mehr in den Herzen der ehemaligen Rotarmisten, ^{stattdessen} ~~in~~ in den Gehirnen der höheren sowjetischen Offiziere, welche während der Besatzung den mitteleuropäischen Lebensstandard kennen lernten und die darin einen so grossen Gefallen fanden, dass sie heute schon bis zu einem gewissen Grade materiell und moralisch korrumpiert eine Gefahr für das Sowjetregime darstellen können.

In den ersten Wochen und Monaten des Eindringens in mein deutsche Gebiete haben aber zweifelsohne die Erfahrungen auf deutschen Boden auch ~~den~~ ^{den} Rotarmisten bei den Rotarmisten die alten Minderwertigkeitskomplexe den Deutschen gegenüber neu aufleben lassen und es ist nicht von der Hand zu weisen, dass er dadurch

für die Goebbelspropaganda "in den Feind", also in die sowjetische Linien hinein, erneut anfällig wurde. Das nazistische Gefasel von den Wunderwaffen und dem bevorstehenden Abschwenken der westlichen Verbündeten aus der Alliierten Front, von Flugblättern und Lautsprechern über die sowjetische HKL verbreitet, hatte auch bei den Rotarmisten ähnliche Wirkungen wie in Deutschland selbst.

Aber dieses psychologische Minus der Roten Armee am Vorabend ihres Sieges spielte zu diesem Zeitpunkt keine wesentliche Rolle mehr. Es wurde von den zahlreichen anderen Plusfaktoren reichlich wettgemacht. Zudem traf all dies, wie bereits gesagt, bei den sowjetischen Führungskreisen keinesfalls zu. Diesen war die wirkliche Situation, war das Verhältnis zwischen den deutschen und sowjetischen Kräften sehr wohl bekannt.

Es ist erstaunlich wie gründlich und systematisch die sowjetische Aufklärung arbeitete. Wer einen Einblick in die deutschen Methoden auf dem gleichen Gebiet hatte, muss nachgerade zu unserer Beschämung zugeben, dass bei der deutschen Wehrmacht, verglichen mit der Sowjetarmee, auf diesem Gebiet ausserordentlich stümpferhaft wenn nicht gar sträflich schlampig gearbeitet wurde. Den sowjetischen Aufklärungsoffizieren war kein deutscher Soldat zu niedrig, als dass sie seinen Angaben nicht grösste Aufmerksamkeit geschenkt hätten, und kein Fingerzeig zu gering, als dass sie ihn nicht sorgfältig registriert hätten.

So waren bei der 7. Abteilung eines Armeestabes, welche ungefähr dem Quartier des Ia bei der deutschen Wehrmacht entsprach, fast durchwegs schon kurz nach jeweiligem Stellungswechsel nicht nur die Bezeichnungen der gegenüberliegenden Divisionen und Bataillone und die Namen der zuständigen deutschen Kommandeure bekannt, sie kannten jede einzelne Kompanie, deren Ausrüstung, Zahl der Gewehre, Modelle der Waffen, Zahl der EMG, SMG, Granatwerfer und sie kannten auch die Namen der Kompanie und Zugführer, ja oftmals sogar die der Truppführer, einfacher Unteroffiziere oder Mannschaftsdienstgrade.

So war zum Beispiel ein ehemaliger deutscher Ia Offizier nicht wenig überrascht, als ihm fünf Tage nach seiner Gefangennahme im Januar 1945 der sowjetische Vernehmungsoffizier eine heargenaue Liste des Stabes vorlegte, in welchem der Gefangene vier Jahre früher schon und zwar in Norwegen ^{genau} tätig war. Zur Kontrolle, ob man den Angaben dieses Offiziers auch Glauben schenken durfte, hatte man das Kontrollblatt von der zuständigen Stelle

angefordert und richtig erhalten und so konnte man dem deutschen Gefangenen, der über besonders wertvolle Informationen verfügte, schnell klarmachen, dass Plunkereien bei der Sowjetarmee wenig nützen.

Allerdings erwiesen sich die deutschen Soldaten und Offiziere, ~~von sich aus~~ in sowjetische Gefangenschaft geraten, fast durchwegs von überraschender Mitteilsamkeit. Es mag dies auf die dauernde, schreckliche, von der nazistischen Greuelpropaganda verursachten Angst der deutschen Gefangenen zurückzuführen sein, sie würden von den Sowjets sofort getötet. Umso überraschter waren sie in jedem Falle von der scheinbaren Humanität, welche besonders gekonnt die sowjetischen Vernehmungsoffiziere ausstrahlten, von deren artiger Liebeswürdigkeit, ja mitunter sogar erstaunlich guten Umgangsformen. Es war eine natürliche Reaktion des mit der Gefangennahme turbulent durcheinandergewirbelten Gemüts des Betroffenen, wenn er sich angesichts dieser unerwarteten Menschlichkeit als gesprächig zeigte.

Insbesondere aber sahen sich ~~die deutschen Offiziere~~ die deutschen Offiziere von der Eigenart der ihnen vorgelegten Fragen gepackt. Die Fragestellung musste jedem Deutschen unverständlich erscheinen, weil sie genau der deutschen Art genau entgegengelief. Dem Kenner der sowjetrussischen Mentalität aber offenbarten sie lediglich aufs neue eine bemerkenswerte und auch lobenswerte Eigenart des sowjetischen Handelns und Denkens. Jeder sowjetische Funktionär muss sich auf Grund seiner strengen politischen ~~Maßnahme~~ Schulung für jede Art von Kritik, und mag diese vom Äringsten und Gelästersten kommen, aufgeschlossen erweisen. Der sowjetische Funktionär hat jede Kritik zur Kenntnis zu nehmen; zeigt sie ihm wirkliche Fehler auf, hat er sich ihr einsichtig zu erweisen und hat sie sich zunutze zu machen.

So wurde fast jeder gefangengenommene deutsche Offizier, ~~wenn es~~ immer nur möglich war, von dem sowjetischen Divisionskommandeur, in dessen Abschnitt die Gefangennahme erfolgte, persönlich vernommen. Bei dieser Vernehmung wurde dem deutschen Gefangenen genaues Kartenmaterial mit den eingezeichneten deutschen und russischen Linien und den vorhandenen russischen Kräften vorgelegt. Dazu wurden beispielsweise u.a. folgende Fragen gestellt:

Was wurde in den letzten Tagen nach Ihrer Ansicht in unserem Abschnitt von unserer Seite aus falsch gemacht?

Wie finden Sie die Taktik der Rotarmisten? Was machen Sie nach Ihrer Ansicht vorbildlich? Was falsch?

Wie wurden Sie als Kommandeur unsere Kräfte in diesem Abschnitt einsetzen?

Wie glauben Sie, ist am besten die deutsche Stellung unter Vermeidung möglichst geringer Verluste auf Ihrer Seite zu nehmen?

Ich habe während der siebzehn Monate, in denen ich die sowjetische Taktik verfolgen konnte und während derer einigen hundert verschiedenen deutschen Offizieren solche Fragen vorgelegt wurden, nur einen einzigen Fall erlebt, bei dem ein deutscher Offizier konsequent die Beantwortung der Fragen und jegliche Aussagen unter Hinweis auf den Soldateneid ablehnte. Alle anderen fühlten sich allein schon durch die Art der Fragestellung besonders angesprochen und packten in hellem Uebereifer all ihr Wissen und Können aus, hielten dabei zwar oftmals nicht mit der Kritik an der sowjetischen Truppenführung hinter dem Berg, ahnten aber wohl selbst am allerwenigsten, dass sie damit den Sowjets wirklich den besten Dienst erwiesen. Oft genug passierte es, dass ein sowjetischer Divisionsgeneral ohne viel Federlesens und unter Hintanstellung seiner eigenen Ansichten nach den Vorschlägen eines jungen, aber wiefen deutschen Offiziers die deutschen Linien angreifen und aufrollen liess.

Es versteht sich am Ende, dass bei solcher Art von Aufklärungsarbeit den sowjetischen Truppenkommandeuren das Zusammenschumpfen der deutschen Ausrüstung, des deutschen Menschenmaterials und der deutschen Kampfmoral genauestens bekannt wurde. Für die sowjetischen Führungskreise stand deshalb selbstverständlich das bevorstehende Sieg ausser jedem Zweifel.

Wie unerhört die sowjetische Ueberlegenheit in der letzten Kriegsphase tatsächlich war, dafür nur ein Beispiel. Mitte März 1945 trat die Rote Armee südwestlich Oppeln zu einer der üblich gewordenen, "kleineren" Kesselschlachten an, die der deutsche OKW-Bericht längst nicht mehr erwähnte. Auf einem etwa 50 Kilometer breitem Frontabschnitt standen drei kriegsstarke, voll ausgerüstete sowjetische Armeen, unterstützt von einer Panzerdivision und mehreren Regimentern schwerster Artillerie zwei völlig ausgepluteten deutschen Armeen gegenüber, welche noch dazu ohne einen einzigen Panzer und ohne jegliche Artillerieunterstützung blieben. Die 63. Armee der II. Bjelosrussischen Front sah sich zum Beispiel lediglich drei sogenannten Divisionen gegenüber, welche aus einer tatsächlichen SS-Division, ferner aus einer erst im Januar in Olmütz zusammengestellten, frontunerfahrenen Einheit des Bewährungsbatallions 5000 und etlichen

völlig frontuntauglichen Volksturm-Bataillonen bestand. Die Volksturm-Kompagnien und die BB-Kompagnien waren ausschließlich mit alten tschechischen Flinten, ferner jeweils mit zwei (!) LMG's und einem (!) SMG ausgerüstet. Demgegenüber führen an den Nächten vom 11. bis 15. März allein viele Dutzende von schweren Sowjetpanzern in Stellung.

Am frühen Morgen des 15. März begann die sowjetische Artillerie zu hämmern, am Abend des 17. März war das deutsche Debakel beendet. Der sowjetische Heeresbericht meldete die Gefangennahme von 15 000 und den Tod von 30 000 deutschen Soldaten. So wenig sowjetische Zahlenangaben im allgemeinen zu sagen haben, so habe ich zu mindest in diesem Fall mit eigenen Augen bei einer Fahrt durch den Kessel gesehen, dass sich in den Ortschaften und auf freiem Felde dieses Kessels die Zeichen der deutschen Gefallenen im wahrsten Sinne des Wortes zu Bergen türmten, während nur mit Kilometerabstand hier und dort ~~ammmmmmmmm~~ ein toter russischer Soldat zu finden war, und so muss festgestellt werden, dass dementsprechend zu diesem Zeitpunkt den vielen Tausend deutschen Toten kaum wenige Hundert russische entgegenstehen.

Dabei lag es zu diesem Zeitpunkt der sowjetischen Führung noch völlig fern, ihr Menschenmaterial zu schonen. Im Gegenteil, die sowjetischen Truppenkommandeure sahen geringschätzig zu ihren anglo-amerikanischen Vorgesetzten hinüber. Nach sowjetischer Ansicht schonten diese zu sehr ihr Menschenmaterial. Ein roter General fand und findet es so unverständlich wie ein preussischer General, die Risiken an Menschenleben bei Kriegshandlungen mit einzukalkulieren. Ja, es läuft den ideologischen Anschauungen von dialektischen Realismus nachgerade entgegen, sich zu unterfangen, den Krieg 'mehr von der Maschine als von Menschen' gewinnen lassen zu wollen, denn der Mensch allein ist nach dieser Ansicht das Entscheidende und die Maschine nur Werkzeug. In echter militänter Skrupellosigkeit achtete deshalb auch kaum einer der sowjetischen Truppenkommandeure das, was es einzusetzen galt, sondern immer nur das, was zu gewinnen war.

Umso merkwürdiger muss es erscheinen, dass die gleichen Sowjets eine gewisse Schonung des Feindes kannten. Vor allem war es bei den Sowjets streng verboten, Städte aus der Luft bzw. mit Artillerie zu bombardieren, so dies nicht unbedingt erforderlich war. Dies ergab die tatsächliche fatale Tragikomik, dass eine ganze Anzahl deutscher Städte, zum Beispiel Frankfurt/XXKX Oder, ganz offensichtlich in tegelang während der Belagerung von der russischen Artillerie verschont wurden, dann aber beim Abzug von den deutschen

noch schnell völlig sinnlos durch Brandlegung in Schutt und Asche gelegt wurden, oder gar, wie zum Beispiel die Textilstadt Forst in der Lausitz, bereits nach der Einnahme durch die Rote Armee noch durch deutsche Luftangriffe zerstört wurden. Erst in Berlin haben die Sowjets in grösserem Ausmass und rücksichtslos ihre Artillerie auch in Stadtgebiet eingesetzt.

Helle Empörung unter den sowjetischen Führungskreisen herrschte zum Beispiel, als der schockliche Bombenangriff in der Nacht vom 16. auf 17. Februar bekannt wurde. Was die oberste sowjetische Heeresleitung zur Schonung deutscher Ortschaften veranlasste, muss natürlich Vermutungen überlassen bleiben. Es ist jedoch anzunehmen, dass es ähnliche Beweggründe waren, welche in den vorangegangenen Jahren die Sowjets bei einem Kampf um ihre eigenen Städte und Dörfer nur in den allerdringsten Fällen Artilleriehilfe zu Hilfe zu nehmen mit jeder eventuell unnötigen Bombardierung ihrer eigenen Ortschaften hätten sie sich ja ins eigene Fleisch geschnitten. Dieses merkantile Denken in Bezug auf Nachschäden, mochte sie auch daran hindern auf deutschem Boden in dieser Beziehung sinnlos zu wüten, denn - wie sich sehr bald nach der deutschen Kapitulation herausstellte - hätten sich auch hiermit die Sowjets ~~unvermessen~~ selbst den grösseren Schaden zugefügt, da ja nach vorgefasstem Plan das gesamte Industriepotential in der sowjetisch besetzten Zone direkt oder indirekt in den Dienst der Wiedergutmachung durch schrankenlose Reparationsentnahme bzw. durch totale Demontage gestellt wurde.

Dieses letzte Moment, die vorgefasste totale Ausplünderung des eroberten Gebietes, trieb schliesslich und endlich die sowjetischen Führungskreise zur unerhörten Anspannung aller ihrer Kräfte an, um ihren Vormarsch noch einmal rasant nach Vorwärts zu treiben. Angesichts des unerwartet raschen Voranschreitens des Alliierten Angriffs aus der Normandie heraus, bekamen es die Sowjets mit der Angst zu tun, die anglo-amerikanischen Verbündeten könnten ihnen auf deutschem Boden zuvorkommen. Wenn auch in Jalta bereits die zukünftigen deutschen Besatzungszonen genau festgelegt worden waren und die Sowjets also keineswegs befürchten hätten müssen, sie könnten um den Siegerspreis ^{lohn} betrogen werden, so wollten sie doch um keinen Preis auch nur für kurze, vorübergehende Zeit einen der Alliierten auf ihrem zukünftigen Besatzungsterritorium wissen. In ihrer innerpolitischen Propaganda stellen sie es zwar lediglich als unabdingbare Ehrensache hin, dass die Rote Armee als "die ausschliessliche und wirkliche Siegerin des Grossen Krieges" die beiden Hauptstädte Hitlerteutschlands, Berlin und

Wien, einnehmen und darüber hinaus einen möglichst grossen Teil des bezwungenen Landes erobern müsse.

In Wirklichkeit jedoch steckte hinter dieser scheinbaren rein ideellen Geisteshaltung eines ruhmstüchtigen Siegers ein sehr materialistisch bedingtes Denken und Wollen. Die gleiche Absicht, mit denen die Sowjets auf die deutschen Gebiete kamen, nämlich die Absicht der totalen Ausplünderung der eroberten Gebiete, unterstellten sie ihrer Natur entsprechend nach dem Volkswortswort "Wie der Schelm ist, so denkt er" ihren Verbündeten. Sie befürchteten deshalb die Einbusse einer sehr erklecklichen Kriegsbeute, wenn es ihnen nicht gelänge, zumindest das in Jalta ihnen zugesprochene Territorium noch vor Beendigung der Verhandlungen zu besetzen. Tatsächlich bereitete es ihnen auch einen grossen Schmerz, dass ihnen die Amerikaner bei der Einnahme von Leipzig, Magdeburg und einiger sächsischer, thüringischer und anhaltischer Landstriche zuvorkamen.

So bildeten also das unausrottbare sowjetrussische Misstrauen gegen die eigenen Verbündeten und die Gier nach Kriegsbeute die letzten fatalen Faktoren, welche die Rote Armee zu der ungeheuerlichen Vehemenz aufstachelten mit der sie sich in die letzte Runde des Kampfes ihres "Grossen Vaterländischen Krieges" warfen. Am Ende stand ihr grosser, totaler militärischer Sieg über den Entfesseler des zweiten Weltbrandes, dem einzig Schuldigen am grössten Desastre der bisherigen Weltgeschichte, ihr Sieg über Hitler persönlich, der, umzingelt von Rotarmisten, schwachvollen Selbstmord verüben musste.

Die Sowjets hatten es anschliessend wahrlich nicht schwer, ihren Völkern ~~Wahrheiten~~ oktroyieren, dass ihnen allein der Siegerlorbeer des grossen Krieges gebühre und dass die westlichen Alliierten zu diesem Sieg nur billige Kriegshilfsdienste geleistet hätten. Heute ist der Rotarmist felsenfest davon überzeugt, dass er allein den "besten, tüchtigsten und tapfersten Soldaten der Welt", den deutschen Soldaten bezwungen hat und dass er deshalb der beste, tüchtigste und tapferste Soldat der Welt ist. So wähnt er sich heute unbezwingbar und unbesieglich. Und mit dieser sehr anmassenden, chauvinistisch überheblichen Siegeszuversicht, die ihm noch bis in den April des Jahres 1945 hinein mangelte, würde er sich heute, so er sich dazu aufgerufen sähe, heldenmütig in einen neuen Krieg stürzen. Dann aber müsste dieses psychologische Moment als wesentlicher und entscheidender Faktor von den gegnerischen Strategen in ihr Kalkül einbezogen werden.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

12. ^{darauf} ~~sich~~ ~~aber~~ ~~Hilfers~~ ~~Entscheidungen~~ ~~zu~~ ~~bedenken~~
~~in sein Hauptquartier zurück.~~

Schon am 14. Juli brach der nächste sowjetische Angriff los. Er stiess bis zum Bug durch. Brest-Litowsk wurde eingeschlossen, Lublin genommen, Lemberg fiel. Bei Lublin drehten die Sowjets auf Warschau ein und nahmen die Vorstadt Praga. Model warf die Reste einiger Panzerdivisionen, die ihm noch zur Verfügung standen, ~~oder eben neu zugeführt wurden,~~ in den Kampf um Warschau. In zweitägiger Panzerschlacht gelang es ihm, die Wegnahme Warschaus durch den Gegner zu verhindern. Weiter nördlich aber drangen die Sowjets unaufhörlich vor. Am 16. Juli 1944 überschritten sie den Njemen und erreichten Augustowo. ~~Noch weiter nördlich umschlossen sie Wilna. Erst nach erbittertem Kampf entrang Model Hitler die Genehmigung zum Ausbruch der 4000 Mann starken Besatzung. Ein Versuch, die Linie Olita-Kowno zu behaupten, schlug fehl. Die sowjetischen Divisionen ^{stürmten} stürmten bis zur ostpreussischen Grenze vor.~~

Während Model noch verzweifelt darum kämpfte, den mittleren Teil der deutschen Ostfront wenigstens an der Weichsel und vor der ostpreussischen Grenze wieder zum Stehen zu bringen, ^{hätte} bereitete sich eine neue Katastrophe für den Süddeil der Ostfront vor. ^{bereitet} Sie sollte im weiteren Verlauf die gesamte Deutsche Front im Südosten ~~in ihren Bann schlagen.~~

13.

Im Sommer 1944 verlief der südlichste Abschnitt der deutschen Ostfront am Dnjestr entlang und über ~~Kischinew~~ Kischinew, Jassy an die Karpathenlinie. Hier hatten die 8. deutsche Armee und die vom Unglück verfolgte, nach der Katastrophe von Stalingrad neu aufgestellte 6. deutsche Armee, sowie einige rumänische Armeen nach schweren verlustreichen Rückzugskämpfen im Winter und Frühjahr 1943/44 eine feste Linie aufgebaut, vor der weitere sowjetische Angriffe zunächst zusammenbrachen. Aber seit Juli büsteten die sowjetischen Marschälle Tolbuchin und Malinowski ganz offenbar zu einer neuen Grossoffensive.

Über der Front lastete schon seit dem Frühjahr das Zwielficht der rumänischen Kriegsmüdigkeit. Weder die Rumänen noch die Ungarn hatten sich in ihrer grossen Mehrheit mit innerer Anteilnahme an dem Krieg gegen die Sowjetunion beteiligt, sondern waren mehr dem deutschen Druck gefolgt. Sie fürchteten zwar die Sowjetunion und hätten die Beseitigung der kommunistischen Herrschaft begrüsst, aber ihre führende Schicht liebte mit Ausnahme des 1940 zur Macht gelangten Staatsführers Marschall Antonescu, ^{auf die deutsche Karte gesetzt hatte} ~~der seinen deutschen Kurs verfolgte,~~ auch die Deutschen nicht. Sie wusste, dass Hitlers Kampf nicht nur der Beseitigung des Kommunismus, sondern auch oder noch mehr der Eroberung von Land und Macht im Osten galt, und dass das Schicksal Rumäniens auch nach einem deutschen Sieg sehr ungewiss sein würde. Immerhin hatten die Rumänen wenigstens eine territoriale Rechnung mit der Sowjetunion zu begleichen. Die Ungarn hatten nicht einmal das. Beide aber hegten nationale Ideale und Wünsche,

14.

die sich nicht nach Osten ablenken lassen wollten, sondern sich ^{inmitten eines Helfbrandes} mit geradezu kindlicher Traumseligkeit ~~in~~ auf Objekte wie Siebenbürgen oder ein ungarisches Grossreich richteten. [In der Frage der gemeinsamen Grenze waren Ungarn und Rumänen Feinde. Der Wiener Schiedsspruch Ribbentrops hatte beide unbefriedigt gelassen. Es war schon ein Paradoxon gewesen, sie beide als Verbündete Deutschlands an der Ostfront zu sehen. Aber solange ~~die~~ Deutschlands Macht wie ein riesiger Schatten über ihnen lag, suchten beide eifersüchtig ^{Deutschlands} seine Gunst, damit einer sie nicht allein erränge. -Dennoch glaubten sie sich innerlich nach wie vor mit den Westmächten verbunden. Und als Deutschlands Stern über Stalingrad zu sinken begann, suchten beide, vor allem die Ungarn, ihren Einsatz an der Front gegen die Sowjetunion so weit wie möglich zu verringern, und sich aus dem Feuerbrand zurück zuziehen, in den Hitlers Politik sie teils geführt, teils verlockt und teils gezwungen hatte, und der nun eine Glut entfaltete, die niemand, auch Hitler nicht, erwartet hatte. ~~Sie handelten so in der trügerischen Hoffnung, sich dadurch einer siegreichen Sowjetunion gegenüber nicht weiter zu kompromittieren. Sie handelten ferner so, um die Verbindung zu Engländern und Amerikanern, die Verbündete der Russen waren, besser pflegen zu können.~~

Sie ahnten nichts ^{von} den ^{und die ideologische Pressenarbeit} wirklichen Ernst des Kampfes zwischen Ost und West, in den sie hineingestellt waren. Sie ahnten nichts von den Illusionen, die besonders Roosevelt in die Politik der westlichen Alliierten gegenüber der Sowjetunion hineintrug. Sie hegten ^{noch} den tragischen Glauben, dass die Westmächte

15.

niemals zulassen würden, dass ihre Länder unter die politische und militärische Gewalt der Sowjetunion gerieten. ~~Deswegen verlor der einzige verbliebene Trümpf der deutschen Politik, die Drohung mit den Folgen eines sowjetischen Sieges, immer mehr an Wirksamkeit.~~ Ein Teil der rumänischen Führungsschicht war auch schon von den ^{französischen} ~~amerikanischen~~ Vorstellungen über die Sowjetunion beeinflusst und war ^{neigte dazu} ~~immer mehr bereit~~, sich mit einer vorübergehenden Besetzung durch russische Truppen abzufinden. In Ungarn hoffte man dagegen, für den Fall einer Trennung von Deutschland mit einer Besetzung durch englische und amerikanische Fallschirmtruppen rechnen zu können und so allen Schwierigkeiten zu entkommen. ~~Verworren waren alle ihre Ideen, Wünsche und Vorstellungen. Einig waren sie ^{stest} nur darin, ^{in dem letzten} die verbindenden Taue zu dem sinkenden deutschen Schiff in der nächsten günstigen Stunde zu durchschneiden.~~

Unter diesem Zwielicht stand also die Front der deutschen Heeresgruppe Süd (im Sommer 1944). Ihr Oberbefehlshaber, Generaloberst Friesner, ein gereifter weisshaariger Mann, fühlte bei seiner Amtsübernahme Ende Juli 1944 schon die ^{das Schwanken} ~~Unsicherheit~~ des Bodens, auf dem er stand. ~~Er vertraute dem rumänischen Staatschef Antonescu ohne Einschränkung. Aber er wusste, dass dieser Mann nur unter dem Druck der Verhältnisse, durch das sowjetische Vorgehen gegen Bessarabien und die anderen Ereignisse, die Rumänien 1940 ins deutsche Lager geführt hatten, zur Macht gekommen war. Und Er hörte, dass Antonescu seinen Offizieren und seiner Umgebung zu sehr vertraue, und dass selbst seine Frau Verbindungen zur Opposition habe.~~

Laber

126

16.

Anfang August flog Priesner selbst nach Bukarest, um sich über die Lage zu informieren. Der dortige deutsche Gesandte, der SA-Führer von Killinger, ~~den nicht besondere Fähigkeiten, oder wenigstens Klugheit oder Intelligenz auf seinen Posten gestellt hatten, sondern nur seine politische Zuverlässigkeit, war überzeugt, dass er die Lage klar übersehen~~. Das gleiche galt für den eitlen General Gerstenberg, der die deutschen Luftverteidigungskräfte in Ploesti befehligte. Beide gingen soweit, nicht Antonescu, sondern den jungen König Michael als Garanten des Bündnisses mit Deutschland zu bezeichnen. In Wirklichkeit waren sei in ihrer ~~geistigen Unbeweglichkeit und Eitelkeit~~ ^{toridolka} Opfer gerade der deutschfeindlichen Kreise um den König geworden, die es verstanden hatten, beide durch Jagdeinladungen und klug berechnete deutschfreundliche Äusserungen zu betören.

Friesner liess sich jedoch auch durch seine eigenen Abwehroffiziere unterrichten, welche anderer Ansicht waren. Er richtete ~~daher kurz nach seiner Rückkehr in~~ ^{den} ~~seinem Stabsquartier~~ ^{Stabsquartier} ein persönliches Schreiben an Hitler. In ihm legte er dar, dass er die innere Lage in Rumänien und in der rumänischen Armee/^{für} sehr unsicher halte, und dass die Behauptung der jetzigen Front der Heeresgruppe Süd gegen die in der Entwicklung befindliche sowjetische Offensive nur unter bestimmten Bedingungen möglich sei.

- 1) müsse die Lage in Rumänien wenigstens halbwegs stabil ^{dürften} bleiben, 2) ~~dürfte~~ ^{dürfte} weder aus seiner Front noch aus seinen Reserven weitere Divisionen abgezogen werden, um sie anderen Fronten zuzuführen. ~~Das deutsche Gerüst innerhalb der unsicheren rumänischen Truppen werde sonst zu dünn.~~ 3) müsse die Verworrenheit der Befehls-

17.

verhältnisse ~~in~~ in Rumänien geklärt und ~~ihm~~ ^{weder} ~~die~~ ^{publich} Befehlsgewalt über sämtliche in Rumänien stehenden deutschen Kräfte und Zivilorganisationen übertragen werden, damit er sie notfalls geschlossen einsetzen könne.

Letzteres hätte die Beendigung eines Zustandes bedeutet, in dem der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe nur über seine Fronttruppen kommandierte, während sich in seinem Hinterland zahlreiche Befehlsverhältnisse überschritten. Die Schuleinheiten des deutschen Heeres in Rumänien unterstanden dem General Hansen, die Luftwaffeneinheiten General Gerstenberg oder aber Göring direkt, die Polizeieinheiten einem Beauftragten Himmlers, ^{dazu} ~~und~~ zahlreiche Sonderverbände dem Oberkommando der Wehrmacht. [Friesner wusste nicht einmal, wo sich die verschiedenen Verbände befanden. Friesner wies in seinem Schreiben darauf hin, dass, falls diese seine Bedingungen nicht erfüllbar seien, er um die Erlaubnis nachsuchen müsse, die Front der Heeresgruppe Süd unverzüglich hinter den Pruth bzw. die Linie Donaumündung, Braila - Focsani - Ostrand der Karpathen zurückzunehmen. Als Friesner keine Antwort auf sein Schreiben erhielt, entsandte er seinen ersten Generalstabsoffizier von Trotha nach Rastenburg. Auch dieser brachte ihm jedoch nur Keitels Antwort zurück, er möge sich um die Front kümmern, der Rücken werde ihm schon freigehalten werden. [Friesner hatte vergessen, dass gerade er nach Rumänien versetzt worden war, weil er sich als Befehlshaber an der baltischen Front ^{gleichzeitig} ebenfalls für die rechtzeitige Zurücknahme der Heeresgruppe Nord nach Westen eingesetzt hatte, ^{und dass er daher} Nicht der richtige Mann war, um abermals die Zurücknahme einer Front zu empfehlen.

18.

Er hatte vergessen, dass er seine Weiterverwendung zwar dem Eindruck verdankte, den seine offene Sprache in der baltischen Frage in einem günstigen Augenblick auf Hitler hinterlassen hatte, dass Killingers verhängnisvolles Urteil aber selbstverständlich dem seinen vorgezogen werden ~~wusste~~. Einmal, weil das Attentat des 20. Juli in Hitler das längst vorhandene tiefe Misstrauen gegenüber den Generalen ins ^{Uferlose} nicht mehr Messbare hatte wachsen lassen, zum andern, weil Killingers Ansicht — ~~durch eine zu vertrauensvolle Äusserungen Antonescus Hitler gegenüber, er könne unbesorgt im Gegensatz zu Hitler seinen Kopf in den Schoos seiner Generale legen bekräftigt, (die~~ günstigere war. In der verzweifelten Situation dieser Sommerwochen, die aus Ost und West nur Alarmnachrichten nach Rastenburg brachte, hatte Hitler keine andere Wahl, ^{der} als ~~die~~ Katastrophe der Heeresgruppe Mitte durch Zurücknahme der baltischen Front Einhalt zu gebieten, oder aber die ~~ganzen~~ nötigen Divisionen ^{von} der Front in Rumänien wegzunehmen. Da sich alles in ihm gegen den ~~ersten~~ Weg auflehnte, blieb ihm nur der zweite Weg, und ~~Killi~~ Killingers Ansichten waren geeignet, sein Beschreiten zu erleichtern.

So gab die Heeresgruppe Süd ~~auf höchsten Befehl~~ bis Mitte August sämtliche Panzerdivisionen bis auf eine und eine Anzahl ihrer besten Gebirgs- und Infanteriedivisionen, insgesamt rund 14 Divisionen ab, während sich ihr gegenüber die sowjetischen Angriffsverbände zu immer dichterem Massen zusammenballten. Als die sowjetische Offensive am 20. August unter furchtbaren Feuerschlägen losbrach, traten 90 Sowjetische Divisionen und 7 Panzerkorps gegen nur 21 deutsche und

129

19.

20 rumänische Divisionen an. [Vom Schwarzen Meer bis in die Gegend ostwärts Jassy stand die Armeegruppe des rumänischen Generaloberst Dimitrescu mit der 6. deutschen Armee. Nördlich davon befand sich die Armeegruppe des Generals Wöhler mit der 8. deutschen und der 4. rumänischen Armee. Einen Tag später standen die deutschen Truppen allein. Die Rumänen legten die Waffen nieder, flohen oder gingen zu den Russen über. Ungehindert rollten sowjetische Panzerkorps durch die rumänischen Stellungen ins Hinterland. Sie rollten von Norden nach Süden, besetzten die Pruth-Übergänge und schnitten der gesamten 6. deutschen Armee die Rückmarschwege ab. Zum zweiten Mal fand diese Armee ein tragisches Ende. Nur einzelnen Trupps gelang es, sich durchzuschlagen, ~~meist durchschwammen sie den Pruth.~~ [Auch die 8. Armee sah sich plötzlich im Rücken bedroht. [Als Friesner den Abfall der Rumänen erkannte, und in direktem Ferngespräch mit Hitler die - ~~jetzt~~ unter dem Eindruck der Schreckensnachricht ^{ich} sofort erteilte - Genehmigung zur Zurücknahme der deutschen Front erwirkte, war es für die 6. Armee zu spät, und die 8. Armee vermochte auch nur noch ihren Nordflügel an die Ausgänge der Ostkarpathen zu retten. Noch während Katastrophenmeldung auf Katastrophenmeldung von der Front kam, erfuhr Friesner am 23. August durch einen Anruf des von den Rumänen bereits gefangenen Luftwaffengenerals Gerstenberg, ^{aus Bukarest} dass der rumänische König das Haupt der ^{abtrünnigen} ~~allgemeinen Abwendung~~ Rumäniens von Deutschland sei, und dass er Antonescu soeben habe verhaften lassen.

130

20.

Hitlers fassungsloser Befehl: "Verräterclique festsetzen, neue Nationalregierung bilden!", seine nunmehrige Übertragung der gesamten Befehlsgewalt auf Friesner, und der Befehl, Bukarest und das königliche Schloss zu bombardieren, kamen zu spät oder waren sinnlos angesichts der ^{Katzenklau} Entwicklung der Lage. Ganz Rumänien war von der klug vorbereiteten Abfallbewegung erfasst. ~~Friesner sah sich ohne Verbindung zu den Verbänden und Organisationen in Rumänien. Ein Versuch, ^{der} in Ploesti stehenden Flakartillerie, nach Bukarest einzumarschieren, scheiterte. Der Luftangriff auf das königliche Schloss, für den nur ^{Plünderung} wenige Kräfte zur Verfügung standen, hatte die Kriegserklärung Rumäniens an Deutschland zur Folge. [Wie ein Kartenhaus brach die deutsche Bastion in Rumänien mit allen militärischen und wirtschaftlichen, vor allen Dingen den kriegsentscheidenden ^{Erde} Oelstützpunkten, innerhalb weniger Tage zusammen. Ohne Widerstand marschierten die sowjetischen Armeen durch Rumänien gegen die bulgarische und ungarische Grenze. Sie marschierten in den Rücken der gesamten deutschen Balkanstellung von Ungarn bis zu den ägäischen Inseln und ~~nicht~~ zuletzt in die plötzlich schutzlos preisgegebenen Siedlungsgebiete der Volksdeutschen, die seit Jahrhunderten auf dem Balkan, in Siebenbürgen, im Banat, ^{und} in der Batschka, gelebt hatten.~~

Es war der Anfang vom Ende im Südosten.

~~Damit war der Untergang der deutschen Siedlungsgebiete besiegelt.~~

*Wird nicht durch Letztes auf die
 Nach ^{Waffen} Kampfes zu Punkt mit Teile
 Ostens Kampfes wurde, bis Letztes
~~beide~~ beiderseitig ~~noch~~ mit ~~der~~
~~der~~ von ~~der~~ ~~mit~~ in ~~der~~ ~~Gegenwartig~~*

*überhaupt mit Welt, in der Rumänien
 geteilt sind, man ist ~~schon~~ in der ~~der~~
~~schon~~ ~~schon~~ ~~so~~ ~~schon~~ ~~in~~ ~~der~~ ~~der~~
~~in~~ ~~der~~ ~~der~~ ~~der~~ ~~der~~ ~~der~~*

Rumänischer Unglückssommer 1944.

Ostern 1944 stand vor der Tür. Hart kämpfend wurde die 6. Armee aus dem Süden Rußlands vertrieben. Cherson war längst gefallen und damit die letzte Landverbindung zur Krim, Nikolajew und Odessa aufgegeben. Hart bedrängt fluteten die Reste der Armee nach dem rumänischen Bessarabien zurück. Schon versuchten die Russen, bei Twigina nachzustoßen, nur mit Mühe wurde dort noch gehalten. Im Schwarzmeerhafen Constanza trafen die Trümmer der Krimarmee ein.

Aber die Rumänen waren enttäuscht. Glaubten sie doch, daß der Russe die deutschen Truppen gleich bis in die Karpaten zurückwerfen würde und der Krieg für Rumänien damit beendet wäre. Hatten sie doch dafür gesorgt, daß das deutsche Oberkommando keinerlei Versorgungslager in Ostrumänien aufbauen durfte, in der Hoffnung, daß die abgekämpften Truppen ohne Nachschub an Waffen und Munition sich nicht halten können. Denn der Krieg war unbequem geworden. Ja, als fernab der Heimat einige rum. Divisionen Siegeslorbeeren ernteten! Das war etwas anderes, aber seit den Luftangriffen auf altrum. Gebiet und dem Hahnenrücken der Front und den beginnenden Einschränkungen des tägl. Lebens, die man dort zulande garnicht vertragen kann, trachtete man nur danach, wie man am besten und am schnellsten „aussteigen“ könnte.

So blieb nach der Konsolidierung der bessarabischen Front wieder nur der Kleinkrieg der Schikane und Erschwerung. Verzögerung der Nachschubtransporte, Fehlleitungen und falsches Verstehen wurden zum Alltäglichen. Vor allem aber war man peinlichst darauf bedacht, daß alle wichtigen Objekte, wie Tunnel, Brücken in der Hand von rum. Truppen blieben, damit sie bei dem doch einmal erwarteten Rückzug der Deutschen von diesen nicht zerstört werden konnten.

Besonders sorgfältig wurden die vertraglichen Waffenlieferungen an die Rumänen überwacht, allerdings nicht, um die damit ausgerüsteten rum. Truppen an die Front zu schicken, sondern, um damit in Westrumänien königstreue Verbände auszustatten. Mit dem Hinweis, daß die rum. Soldaten erst an den deutschen Waffen ausgebildet werden müßten oder daß noch Dieses oder Jenes fehle wurden sie den rum. Frontverbänden vorenthalten.

Die im Laufe des Frühsommers mehr und mehr gefestigte deutsche Stellung an der ostrum. Grenze ließ alle Hoffnung auf ein baldiges Ausseehern aus der „Achsenfront“ sinken und eine gewisse Freundlichkeit gegenüber den Deutschen trat wieder ein. Man konnte eben nicht wissen, vielleicht schaffen sie es doch!

Da begann der Abtransport von 14 Divisionen zur Lemberger Front. Selbst das deutsche Oberkommando forderte die Zurücknahme der Front auf die Karpaten und auf die „Michaelstellung“, der Verbindung der Südostecke der Karpaten mit dem Donaudelta unter Aufgabe von Bessarabien.

Ein neues Hoffen ging durch die deutschfeindlich eingestellten Rumänen. Sollte doch das Kriegsende näher rücken? Werden um die Russen endlich von den Deutschen befreit? Die Wähler, besonders diejenigen Rumänen, die den Russen von Stalingrad her kannten, wurden überhört. Die Russen bringen die Freiheit und das Kriegsende, alles andere, das von den Russen behauptet wurde, war Propaganda, nichts als dumme Propaganda, die Vernünftige nicht glauben können.

Am 20. August begann der erwartete russische Angriff. Erst im Norden bei Jassi, dann auch im Osten bei nördl. Akkerman an der Dnjestr-Mündung. An beiden Stellen traf er auf rum. Truppen. An beiden Stellen gelang der Durchbruch, begann das Aufkrepeln des einmal gerissenen Loches und zwang die übrigen Truppen zum Rückzug.

Die Front war zerbrochen. Das Signal für den Aufstand war gegeben.

Jubelnd taumelte die Bevölkerung der großen Städte durch die hell erleuchteten Straßen. Man küßte sich und umarmte sich und überall riefen glückliche Menschen „pace!“ - „Frieden!“ - und überhörten das dumpfe Grollen der russischen Artillerie.

Aber es konnte ja nichts geschehen. Der Kaufpreis für den Frieden war die Abtretung Bessarabiens an Rußland - man mochte dies arme Land ohnedies nicht - ; Was stand doch damals auf den illegalen Flugzetteln bei der Einnahme von Kischineu? „Die Deutschen geben uns Bessarabien - die Engländer werden uns aber Siebenbürgen wiedergeben! - Das war also tragbar und für die Ölquellen und die Donauschiffahrt werden schon England und Frankreich geradestehen, Gott sei Dank haben sie in diesen Objekten viel Geld investiert, das werden sie schon zu verteidigen wissen, sollte der Russe ... aber er wird ja garnicht!

Rumänien ist frei!

Nur ein dunkler Punkt mußte noch beseitigt werden: der Vorwurf der Kollaboration. Man muß der Welt noch beweisen, wie man wirklich denkt. So erging der Befehl an die bisher verbündeten Gruppen, das Feuer auf die Deutschen zu eröffnen. Nur zögernd folgten die Fronttruppen, vielfach hatten sie die Waffen fortgeworfen, einfach „Schluß gemacht“, viele wollten aber auch nicht auf diejenigen schießen, mit denen sie jahrelang Seite an Seite gekämpft hatten.

Aber in Alt-Rumänien braute es sich drohend zusammen. Gardetruppen, denen nun keine „Ersatzteile“ zu den deutschen Waffen insbes. Panzern fehlten, sperrten die Karpathenübergänge für die zurückflutenden deutschen Gruppen, schlossen Ploesti und Bukarest ein. Die „Säuberung“ begann.

Hitlers und Ribbentrops unsinniger Einfall, Bukarest mit Stukas anzugreifen, brachte auch die loyaler Gesinnten in das feindliche Lager und erschwerte den Rückzug der Wenigen, die dem großen Einschlußring der Russen entkommen waren. Zum dritten Mal war die 6. Armee geschlagen, zum dritten Mal entkamen nur ein paar Mann, ihrer straffen Führung beraubt, ohne Waffen. Maxxax So sah es aus ein paar Tage nach dem Hitler in seiner ersten Wut ins Telefon gebrüllt hatte, er würde ganz Rumänien nunmehr von deutschen Gruppen besetzen lassen und dem „dummen Jungen im Bukarester Schloß zeigen, was es heißt, ihn zu betrügen“.

Nun begann das große Kesseltreiben auf die Reste der Sol-

daten im grauen Rock, auf alles, was deutsch war.

Mit deutschen Messerschmitts unter deutschem Hoheitszeichen wurden die Rückzugstraßen unter Feuer genommen, deutschsprachige Bevölkerung wurde von Haus und Hof getrieben, ganz gleich, ob sie schon seit Jahrhunderten in Rumänien ansässig war und eigentlich selbst schon zu Rumänen geworden war, weder vor Frauen und Kindern wurde Halt gemacht. Glück hatte, wer das nackte Leben retten konnte.

Die Bestie Mensch war wieder einmal losgelassen und feierte wüsteste Orgien.

Die letzten zehn Lazarettzüge, die über die Strecke Ploesti, Kronstadt nach Ungarn fahren sollten, wurden mit Pak und Masch. Gewehren beschossen, D-Zugwagen mit Schwerverwundeten entgleisten und das Schreien der ehemaligen Kriegskameraden erschütterte niemand sondern wurde nur mit neuem Feuer beantwortet. Auf eigene Faust durch die Wälder nach Ungarn zurückwandernde Soldaten wurden, wenn sie auf einzelne rumänische Trupps stießen, von diesen kurzer Hand umgebracht.

Freilich fanden sich auch, besonders ältere rum. Offiziere, die dies Verhalten in keiner Weise billigten, aber besonders das kommunistisch stark verseuchte Unteroffizierkorps kannte weder Maß noch Ziel in der Anstiftung und Beteiligung an Untaten. Rache um jeden Preis!

Aber wofür???

Die Deutschen waren ausgemerzt, von Haus und Hof verjagt, mißhandelt, teilweise totgeschlagen, vielfach gefangengenommen und den Russen ausgeliefert. Der Krieg war siegreich zu Ende, Rumänien endlich befreit.

War es wirklich befreit?

Bald kam die Ernüchterung.

Das russische Oberkommando kümmerte sich wenig um rumänische Sentiments. Zwar blieb der König, der Stifter der Medaille „Kampf gegen den Kommunismus“, aber die Rechte der Regierung wurden mehr und mehr beschnitten. Anna Pauker nahm die Zügel in die Hand. Das ersehnte Kriegsende und die Freiheit vom deutschen Joch war ein Danaergeschenk geworden. Die deutsche Bevormundung wurde durch ein diktatorisches Regime abgelöst, wie es sich selbst die ärgsten Skeptiker unter den Rumänen nicht erträumt hatten.

Als Wyschinski dem König Michael seine ultimativen Forderungen hinsichtlich der Regierungsbildung überbrachte, warf er bekanntlich die Tür im Bukarester Schloß so heftig zu, daß der Türrahmen beschädigt wurde.

Eine wahrhaft symbolische Handlung!

Fest geschlossen ist die rumänische Tür zur westlichen Welt, der Türrahmen aber schwer angeschlagen.

Gke.

Hintergründe der Massentragödie der Deutschen Rumäniens

Im Frühjahr 1944 gelang der deutschen Abwehr in Rumänien das Meisterstück, die Urschrift des Briefwechsels zwischen dem damaligen Staatsführer Marschall Antonescu und König Michael über die einzuleitenden Waffenstillstandsverhandlungen Rumäniens mit den Russen in die Hände zu bekommen. Die Briefe wurden natürlich unverzüglich an Reichsaussenminister von Ribbentrop weitergeleitet, der sich jedoch weigerte, die unbezweifelbare Echtheit dieses hochwichtigen Beweismaterials anzuerkennen. Er traute Antonescu einen solchen Schritt hinter dem Rücken des deutschen Waffengeführten einfach nicht zu. Eine nicht minder schwere geschichtliche Schuld lastet aber auch auf dem damaligen deutschen Gesandten in Bukarest, Manfred von Killinger. Dieser, ein Binnendeutscher aus Sachsen, der naturgemäss keine Ahnung von der Geistesart der Südostvölker hatte, liess sich von den freundlichen Mienen und schönen Worten der mit ihm verkehrenden rumänischen Politiker so umgarnen, dass er alle Warnungen aus volksdeutschen und antibolschewistischen rumänischen Kreisen in den Wind schlug, statt diese Informationen an das Auswärtige Amt in Berlin weiterzuleiten. Auf die immer eindringlicheren Vorstellungen erwiderte er, es sei ausgeschlossen, dass ein Offizier wie Marschall Antonescu sein Ehrenwort brechen und heimlich den Abfall Rumäniens von Deutschland betreiben könne.

Sein Gegenspieler in Lager der Deutschen Kolonie war der Leiter der Auslandsorganisation der NSDAP für die Reichsdeutschen in Rumänien, der als Österreicher die Sinnesart der Rumänen viel richtiger einschätzte und die tatsächlichen Vorgänge unter der glatten Oberfläche in stetiger Fühlungnahme mit den bereits erwähnten Krei-

sen sehr klar erkannte. Als er bei Killinger auf taube Ohren stiess, wurde er nicht müde, immer wieder an Hitler direkt zu appellieren, der drohenden Katastrophe vorzubeugen. Unabhängig von ihm berichteten auch der deutsche Militärattache und der Luftattache über die sich bedrohlich mehrenden Anzeichen eines bevorstehenden Abschwenkens ja Überlaufens der rumänischen Wehrmacht an das Führerhauptquartier. Das Ergebnis war, dass Hitler in seiner masslosen Verblendung alle drei ihm unbequemen Warner absetzte und der Katastrophe freien Lauf liess. Die Verluste der deutschen Verbände, die am 23. August 1944 schlagartig von mit deutschen Waffen und Flugzeugen ausgerüsteten rumänischen Truppen angefallen wurden und ausserdem sich verzweifelt der russischen Übermacht zu erwehren versuchten, waren entsetzlich. Un doch vermochten sie den russischen Vormarsch soweit zu verzögern, dass noch Zeit geblieben wäre, die westlich des Karpathenbogens siedelnden Deutschen zunächst vor der Rache der vormaligen Bundesgenossen und dann vor den Massen der Roten Armee zu retten. Aber der deutsche General für Rumänien und Fritz Fabricius, der Führer der Volksgruppe, weiteten mit ihren unverantwortlichen Aufrufen die Katastrophe der Wehrmacht zum Massensterben der Volksdeutschen aus. Angesichts der in voller Auflösung befindlichen Front in Nord- und Ostrumänien forderten sie in ihren Aufrufen die fluchtbereiten Volksgenossen zum Bleiben auf, da es in Kürze gelingen werde, der Krise Herr zu werden. Ihr Vertrauen, das schmählicher gar nicht hätte missbraucht werden können, büsteten nun Zehntausende wenn nicht gar Hunderttausende mit dem Verlust von Leben und Freiheit. Um das Unglück voll zu machen, hatte man unbegreiflicherweise in nahezu sämt-

lichen örtlichen und übergeordneten Dienststellen der Volksgruppenorganisation veranlaßt, die Karteien und alle sonstigen Personalbelege zu vernichten, so dass den Rumänen die Unterlagen in die Hände gespielt wurden, die dem Ausrottungsfeldzug gegen alle nominellen und aktiven Mitglieder der Organisation als Grundlage dienten. Ganze Trecks von Flüchtlingen, denen es gelangen war, sich bis nach Nordostungarn durchzuschlagen, wurden dort bei ihrem Versuch, sich westwärts fliehend in Sicherheit zu bringen, von der russischen Luftwaffe bis zum letzten Pferd zusammengebombt und -geschossen. Der Hauptschuldige an dieser unsagbar grässlichen Massentragedie ist bei genauer Erwägung der damaligen Umstände Fritz Fabricius, der - während er seine Volksgenossen zum Ausharren aufrief - in Erkenntnis der Aussichtslosigkeit der militärischen Lage im Flugzeug zu entkommen suchte. Doch er entging nicht dem Schicksal, das er Hunderttausenden bereitet hatte. Sein Flugzeug wurde abgeschossen und er soll noch lebend den Russen in die Hände gefallen sein.

Die Abwehrschlacht der Heeresgruppe A (Süd-Ukraine)

in Rumänien und Ungarn

von August bis Anfang November 1944.

Am 20. August 1944 erhebt sich der Krieg im Süden der Ostfront zu einem neuen gewaltigen Höhepunkt. Die Sowjets nehmen ihre letztmalig im Mai versuchte und damals gescheiterte Offensive gegen den Balkan- und Donau-Raum wieder auf.

Neben der militärischen Leistungsfähigkeit ist hier vor allem auch die seelische und moralische Widerstandskraft der deutschen Führung und Truppe auf eine besonders harte Probe gestellt. Denn zu dem gewaltigen Ansturm eines materiell weit überlegenen Feindes tritt für die deutschen Truppen die niederdrückende Belastung, mitten im scharfen Ringen an der Front von ihrem bisherigen Bundesgenossen verraten und im Stich gelassen zu werden.

Selten hat eine kämpfende Front unter verhängnisvolleren und strategisch ungünstigeren Verhältnissen gestanden, als der rumänische Kriegsschauplatz Ende August 1944. Wenn aus dem ^Uewirr militärischer Kampfhandlungen und politischer Umtriebe, aus dem Gemisch von offenem Waffengang und hinterhältigem Verrat oder Ueberfall überhaupt noch eine einigermaßen kampfkraftige Truppe hervorgegangen und wieder eine abwehrkraftige Front entstanden ist, dann ist diese Tatsache ein gewaltiger Beweis für den hohen Kampfwert des deutschen Soldaten und die unbeirrbar festige Festigkeit der deutschen Führung.

I. Vorgeschichte

Nachdem in den Monaten Juni/Julii die Sowjets von ihrer dritten und zweiten ukrainischen Front, die der deutsch-rumänischen Heeresgruppe gegenüberstanden, stärkere Kräfte zum Einsatz im Mittel- und Nordabschnitt der Ostfront abgezogen hatten, stellte die deutsche Führung etwa von Anfang August an eine zunehmende Unruhe im Feindbild vor

-2-

der Heeresgruppe fest. Die ganze 645 km lange Front von Dnjestr -Linan bis zu den Karpathen ist von umfangreichen Umgruppierungen erfasst. Die politische Lage in Rumänien ist undurchsichtig. Um sich Klarheit über die umlaufenden Gerüchte von der Möglichkeit eines politischen Umschwungs in Rumänien zu verschaffen, begibt sich der Ende Juli neu ernannte Oberbefehlshaber der Heeresgruppe in den ersten Augusttagen nach Bukarest zu Besprechungen mit den dortigen verantwortlichen deutschen Persönlichkeiten, dem deutschen Gesandten, dem Militär-Attaché, dem Leiter der deutschen Heeresmission und dem mit der Luftverteidigung des Gelgebietes von Floesti beauftragten deutschen Luft-Attaché. Einheitlich wird mit gewissen Einschränkungen seitens des Militär-Attaché dem O.B. versichert, dass an einen politischen Umsturz, insbesondere den Sturz des Marschalls Antonescu, vorerst nicht zu denken sei, da einerseits die oppositionellen Kräfte der nötigen Aktivität und Initiative entbehrten, andererseits aber auch im Falle politischer Umsturzversuche die engen Bindungen zum rumänischen König und zu den nationalen Kreisen des Landes einen solchen Versuch im Keime ersticken würden. Dazu sei die Stellung des Marschalls Antonescu nach wie vor unbestritten fest. Notfalls sei jeder Umsturzversuch mit geringsten militärischen deutschen Kräften, die dem Luftattaché aus den Flakverbänden bei Floesti in kürzester Zeit verfügbar wären, niederzuschlagen.

Die Befehlsgewalt und der Einflussbereich des O.B. der Heeresgruppe war begrenzt durch die rückwärtige Grenze des Operationsgebietes, die von der Südostecke Ungarns in allgemein Nord-Südrichtung ostwärts Bukarest verlief und hart westlich Silislva an der Donau an der bulgarischen Grenze endete. Eigene Nachrichtenquellen über die Verhältnisse und politischen Vorgänge in der rumänischen Hauptstadt oder irgendein massgeblicher Einfluss auf vorbeugende Abwehrmassnahmen standen

somit dem Oberbefehlshaber der an der rumänischen Front stehenden deutschen und rumänischen Verbänden nicht zur Verfügung. Seine Handlungsfreiheit ist ferner auch militärisch dadurch begrenzt, dass nur die in der Front stehenden rumänischen Verbände, und zwar nur taktisch ihm unterstellt waren, im übrigen aber Marschall Antonescu mit einem eigenen Generalstabschef und Generalstab die die Befehlsmöglichkeiten des O.B. der rumänischen Wehrmacht in vollem Umfang ausübte und sorgsam wahrte.

Das mangelnde Vertrauen in die Richtigkeit der Auffassungen der verantwortlichen deutschen Persönlichkeiten in Bukarest über die politische Lage und die Gewissheit, dass von ihnen keine ausreichenden Massnahmen für den Fall eines politischen Umsturzversuches zu erwarten wären, veranlasste den O.B. der Heeresgruppe in Rücksicht auf die verhängnisdrohende Bedeutung jeden Versäumnisses zu einem persönlichen Schreiben an Hitler, in dem er unter Aufzeigung der Gefahren eines möglichen Abfalls Rumäniens die Forderung stellte, ihm die oberste Befehlsgewalt als Wehrmachtsbefehlshaber in ganz Rumänien zu übertragen und zumindest die deutschen militärischen Stellen - Militär-Attachés und den Leiter der deutschen Heeresmission - sowie die zivilen deutschen Organisationen an seine Weisungen zu binden. Die Möglichkeit einer Verteidigung der derzeitigen Front der Heeresgruppe gegenüber einem sowjetischen Angriff sei nur unter der Voraussetzung gegeben, dass der Kampfwille der rumänischen Heeresverbände unvermindert erhalten bliebe - was angesichts der Entwicklung der politischen Gesamtlage bezweifelt werden müsse, die derzeitigen deutschen Verbände, insbesondere auch die als Heeresgruppenreserve vorhandenen Panzerverbände an der Front verblieben und die Regelung des einheitlichen Oberbefehls in Rumänien dem O.B. die notwendige Befehlsmöglichkeit an den erforderlichen Einfluss in gesamt-rumänischen Raum ein-

- 4 -

räumte. Anderenfalls gäbe es nur die Lösung der Zurücknahme der Heeresgruppenfront vor einem russischen Angriff in der allgemeinen Linie hinter den Pruth oder die Donau-Mündung-Braila-Galaz-Foscani-Ostrand der Karpathen. In dieser Linie auf dem Südflügel geschützt durch Donau und die starken rumänischen Befestigungsanlagen zwischen Braila-Galaz und Foscanzi, im nördlichen Teil unter Anlehnung an die Karpathen zahlreiche Divisionen zur Abgabe an bedrohte andere Fronten und zur Bildung eigener Reserven ausscheiden können und jeden russischen Angriff gewachsen sein. In Rücksicht auf die zunehmende Verschärfung der Lage wurde eine baldige Entscheidung erbeten.

Die Entscheidung blieb trotz häufigen Drängens aus. Eine Antwort wurde nicht erteilt. Es blieb bei dem Befehl, die jetzige Front zu verteidigen, ungeachtet dessen, dass alle Pz. Divisionen bis auf eine und weitere 4 Inf.- und Jäger-Divisionen ~~hinnehmend~~ ab andere Frontabschnitte der in der russischen Sommeroffensive zusammengebrochenen Heeresgruppe Mitte abgegeben werden mussten. Die Auffassung des O.B. von der bedrohlichen Entwicklung der politischen Lage in Rumänien und des möglichen Sturzes des Marschalls Antonescu wird auf Grund der offiziellen politischen Berichte der Stellen in Bukarest im Führerhauptquartier nicht geteilt. Zu dem Entschluss, auf Grund der sachlichen militärischen Erwägungen, die Heeresgruppenfront rechtzeitig aus Bessarabien und der Moldau in eine rückwärtige, gekürzte Stellung zurückzunehmen, kann man sich in Rücksicht auf die weittragenden politischen und wirtschaftlichen Folgen einer Aufgabe weiten wertvollen rumänischen Gebieten sowie der erhöhten Bedrohung des unersetzbaren Ölgebietes von Ploesti, der unmittelbaren Bedrohung Ungarns usw. an höchster Stelle nicht durchringen. Man kommt so über Erwägungen nicht heraus, alles wiederholte Drängen bleibt ergebnislos.

- 5 -

Inzwischen hat sich das Feindbild zunehmend verschärft. Um die Mitte des Monats August haben die Verschiebungen und Aufmärsche der Sowjets bereits ein solches Ausmass erreicht, dass in Anbetracht ihrer Stärke mit einer in Kürze bevorstehenden Offensive grösseren Ausmasses gerechnet werden muss. Ueber die weiteren strategischen Ziele der sowjetischen Führung, durch Gewinnung der Donaumündung und der Karpathenpässe die Vorbedingungen für die erstrebte militärische und damit auch politische Beherrschung des Balkans zu schaffen, bestehen keine Zweifel. Zwei Schwerpunktbildungen treten bald deutlich hervor: Am Dnjstr südlich Tiraspol sowie westlich des Pruth im Raum von Jassy. Es liegt klar auf der Hand, dass die operativen Absichten des sowjetischen Oberkommandos dahingehen, die Front zwischen Pruth und Sereth zu durchbrechen und durch einen tiefen Stoss nach Süden die rückwärtigen Verbindungen der in Bessarabien stehenden deutsch-rumänischen Armeen zu durchschneiden, während die bei Tiraspol bereitgestellte feindliche Angriffsgruppe diese deutsch-rumänische Front aufspalten soll, um durch eine Vereinigung mit der Nordgruppe etwa am unteren Pruth die Einschliessung und Vernichtung aller ostwärts des Pruth stehenden Kräfte herbeizuführen. Die feindlichen Kräfte - insgesamt etwa 90 Schützen-Divisionen und 7 schnelle Kopps, d.h. rund 100.000 Mann und weit über 1000 Panzer - befähigen den Gegner zweifellos zu einer Operation mit so weit gesteckten Zielen - auch ohne den der deutschen Führung noch verborgenen rumänischen Verrat in Rechnung zu stellen.

Auf deutscher Seite stehen in der zweiten Augusthälfte im südlichen Frontabschnitt vom Schwarzen Meer bis in die Gegend ostwärts Jassy die Armeegruppe des rumänischen Generaloberst Dimitrescu mit der 3. rumänischen und 6. deutschen Armee in einer Gesamtstärke von 12 deutschen Inf.- und 1 Pz.Division, sowie 4 rumänischen Inf.- und 1 rumänischen Kav.Division, im nördlichen Frontabschnitt zwischen dem Pruth ost-

-6-

ostwärts Jassy und den Karpathen westlich Tschernowitz die Armee-
 gruppe General Wehler mit der 4. rumänischen und 6. deutschen Armee
 in einer Gesamtstärke von 7 deutschen Inf.- oder Jäger-Divisionen,
 1. Pz. Gren. Div. und 10. rum. Inf. Divisionen, 4 rum. Geb. Brigaden und
 1 rum. Pz. Division. Auf der Gesamtfront der Heeresgruppe standen
 demnach rund 21 Divisionen (deutsch) neben rund 20 rumänischen Di-
 visionen im Hinblick auf die in Kampfwert unzuverlässigen rumänischen
 Verbände ein bedenkliches Verhältnis. Noch in den letzten Tagen vor
 Angriffsbeginn werden einzelne deutsche Divisionen aus der Front ost-
 wärts des Pruth herausgelöst, um sie der Armeegruppe Wehler für
 den Einsatz und zur Stützung der rumänischen Verbände zwischen
 Pruth und Sereth zuzuführen, da ein russischer Durchbruch westlich
 des Pruth zwangsläufig die Vernichtung aller noch ostwärts stehen-
 den Teile herbeiführen muss. Weitere erwünschte Umgruppierungen werden
 immer häufiger durch das Widerstreben des rum. Generalstabes oder der
 rum. Oberbefehlshaber gehemmt, deren zunehmenden Empfindlichkeit die
 deutschen Anordnungen einengen und durch die notwendige Rücksicht-
 nahme erheblich behindern. Für die Möglichkeit eines Rückschlages wer-
 den vorausschauend alle notwendig erscheinenden Massnahmen getroffen,
 Vermehrung der über den Pruth führenden Brücken und Uebergänge mit dem
 rumänischen Generalstab über die Herstellung der Verteidigungsbereit-
 schaft und Sicherheitsbesatzung der im Abschnitt Foczani - Galaz
 vorbereiteten Befestigungsanlagen sowie Verbindungsaufnahme mit den
 in den Karpathen führenden ungarischen Kommandobehörden zur Regelung
 der Grenzjägeraufstellungen und des Schutzes der Pass-Strassen.

Für eine Zurücknahme der Bessarabien-Front auch nur auf das Westufer
 des Pruth - ist es trotz der zunehmenden Zweifel an den Kampfwillen
 des rumänischen Verbündeten - nunmehr im Hinblick auf die erkennbar
 weit vorgeschrittenen Angriffsvorbereitungen der Sowjets zu spät.
 Spannung gelanden vergehen die letzten Tage vor dem erwarteten Angriff

-7-

II. Der Zusammenbruch der Front

Die Schlacht in Bessarabien und der Moldau (20.-30.8.1944)

Am Sonntag, den 20. August, nimmt das mörderische Ringen seinen Anfang, dessen erste Phase die Kämpfe in Bessarabien und der Moldau bis zum Pruth und Sereth, sowie der Einmündung dieser Flüsse in die Donau nördlich von Calaz umfasst. Sie dauern etwa bis zum Ende des Monats.

Tausende von Rohren aller Kaliber leiten die Schlacht in den frühen Morgenstunden trommelfeuerartig ein. Nach zweieinhalbstündigem stärksten Vorbereitungsfeuer treten erst bei Jassy, wenig später auch am Dnjestr in beiden Schwerpunkträumen die sowjetischen Infanteriemassen - von Schlachtfliegern und Panzern unterstützt - hinter der Feuewalze hervor. Mehrere Schützen-Divisionen sind jeweils zu einem Stosskeil zusammengefasst. Der ungeheure Aufwand an Menschen und Material ermöglicht den Sowjets, - wenn auch unter schweren Verlusten - die Front an mehreren Stellen aufzubrechen. In die Einbruchslücken führt der Gegner beschleunigt motorisierte und Panzerkräfte nach, denen es gelingt, die Breschen zu erweitern. Am Dnjestr stossen die Bolschewiken einige Kilometer tief, trotz erbitterter Gegenwehr der dort eingreifenden einzigen deutschen Pz. Division, auf der Naht zwischen den rumänischen und deutschen Verbänden vor, während sie bei Jassy in die Stadt selbst eindringen. In dieser kritischen Lage, deren Metastörung angesichts der noch verfügbaren örtlichen Reserven noch nicht aussichtslos erscheint, kommen die ersten Meldungen von einem auffälligen Versagen rumänischer Verbände, die z.T. schon vor dem ersten Ansturm zurückweichen. Nur einzelne Truppenteile unter bekannt bündnistreuen Führern scheinen zuverlässig zu kämpfen. Offensichtlich handelt es sich bei dem allgemeinen Versagen der rumänischen Truppe bereits um bewusste vorbereitete Sabotage gewisser Führer, wie beispielsweise des OB. der 4. rum. Armee, General Racwika, der später Kriegsminister

der neuen rumänischen Regierung werden soll. In Erkenntnis der grossen Gefahr, die aus dem Versagen der rumänischen Verbände zwangsläufig entstehen muss, treten am 21. und 22. August der deutsche Oberbefehlshaber und Marschall Antonescu im Hauptquartier der Heeresgruppe zusammen. Letzterer sagt schärfste Massnahmen zur Herstellung der Kampfdisziplin der rumänischen Truppen und Führer zu. Zu einer Durchführung seiner Absichten kommt es nicht mehr.

Am 23. August wird Marschall Antonescu bei seinem Vortrag über die Lage im Königsschloss verhaftet und gestürzt. Damit bricht der letzte Halt der rumänischen Truppen zusammen. Kilometerweit reissen die zurückflutenden rumänischen Verbände Lücken in die schwerringende gemeinsame Front, die deutschen Waffenbrüder ihrem Schicksal überlassend.

Die Sowjets haben die Masse ihrer Panzerverbände inzwischen zum Einsatz gebracht. Die am Südflügel der Heeresgruppe stehende 3. rumänische Armee wird von ihren deutschen Nachbarn getrennt und hart an die Küste des Schwarzen Meeres abgedrängt, wo Teile eines schnellen Korps der Sowjets ihr den Rückweg zur Donau-Mündung verlegen. Die Südflanke des nördlich anschliessenden deutschen Korps liegt dem Zugriff der russischen Panzerverbände offen.

Aehnlich wie in Bessarabien laufen die Dinge in der Moldau. Hier strömt die rumänische 4. Armee, in aufgelöster Flucht das Sereth-Tal abwärts, damit die linke Flanke der bei Jassy und den Brocken der in Bessarabien kämpfenden deutschen Verbände preisgebend.

Der Ausfall der rumänischen Waffengefährten bedingt schon am zweiten Tage der sowjetischen Offensive die Zurücknahme der gesamten deutschen Front nördlich Tiraspol bis Jassy. In diesem Abschnitt hat der Gegner nur schwächere Fesslungsangriffe geführt.

-9-

Der unheilvolle 23. August, an dem die rumänische Regierung den offenen Treuebruch vollzieht, bedeutet die völlige Isolierung der auf der weitgespannten Front vereinzelt stehenden deutschen Korps. Begünstigt durch die freie Beweglichkeit in der weiten Ebene Bessarabiens stoßen die starken feindlichen schnellen Verbände in Flanke und Rücken der unter grösster Sonnenglut sich Schritt für Schritt ostwärts des Pruth zurückkämpfenden deutschen Inf.-Verbände. Die Front zwischen Pruth und Sereth ist durch die nach Süden vorstossenden sowjetischen Panzerverbände in einzelne zusammenhanglose Kampfgruppen deutscher Divisionen aufspalten^{ge}. So muss sich die deutsche Führung bereits am 23.8. entschliessen, der Armee den Befehl zum Zurückkämpfen auf die Karpathen zu geben. Die grosse Schlacht wird mehr oder weniger zu einer Führungs improvisation. Die Strassen sind von den zurückflutenden Rumänen verstopft. Die Sicherheit der rückwärtigen Verbindungen besteht nicht mehr. Hier und da kommt es schon im rückwärtigen Gebiet zu offenen Feindseligkeiten des ehemaligen Bundesgenossen. Es gibt keine "Nichtfechtenden" Teile mehr. Stäbe, Trosse, vom Kommandierenden General bis zum Schreiber, jeder ist zur Kampfgruppe geworden. Funk und Flieger bilden die einzigen Nachrichtenmittel zwischen der Führung und den einzelnen Kampfgruppen. Nur spärliche Befehle für die Richtung des Zurückkämpfens können gegeben werden. Das Gros der deutschen Truppen wird in erbitterte Kämpfe mit den von Osten und Norden auf den unteren Pruth zustrebenden sowjetischen Panzerverbänden verwickelt. In den nord-südlich verlaufenden Tälern der Flüsse Pruth, Barlad und Sereth kommt es zu schweren Gefechten, insbesondere um die Uebergänge. Immer wieder durchbrechen die verschiedenen, nach Westen strebenden deutschen Kampfverbände die zwischen Karpathen und Pruth nach Süden vorgestossenen feindlichen Angriffskeile und sprengen den immer fester sich bildenden Einschliessungsring. Die Luftwaffe greift wo immer nur möglich, mit Waffen- und Versorgungsansterstützung ein. Panzerabwehrriegel halten immer aufs Neue, feindliche Kampfwagenver-

-10-

bände fest, um den durch die Gewaltmärsche und die ununterbrochenen Abwehrkämpfe in der glühenden Hitze stark mitgenommenen Infanterie-Verbänden den Rückweg freizuhalten. Alarmeinheiten und Ortssicherungen verteidigen sich gegen den von allen Seiten herandrängenden Gegner, sich vielfach solange behauptend, bis eine Vereinigung mit anderen Teilen der Armee erfolgt. Ein verzweifelter Ringen!

Einige Gruppen der 8. Armee, stark gelichtet und abgekämpft, erreichen die Karpathen-Eingänge. Weiter südlich kämpfen sich einzelne Teile von Divisionen bis über die Sereth-Stellung zwischen Braila und Focșani zurück.

Vom 23. August ab flackern auch im Inneren Rumäniens, in der Walachei, bereits einzelne Kämpfe zwischen Versorgungstruppen oder den schwachen deutschen Ausbildungs-Cadres mit den rumänischen Verräter-Truppen auf. Der Heeresgruppe stehen keine Reserven zur Verfügung, um irgendwo einen Rückhalt zu schaffen.

In Bukarest stossen die behelfsmässigen deutschen Gegenmassnahmen auf einen rumänischerseits planmässig vorbereiteten Widerstand. Die Massnahmen und Kräfte der dortigen territorialen deutschen

Stellen erweisen sich als unzulänglich und zu schwach. Alle Forderungen ultimativen Charakters seitens der rumänischen Regierung auf unverzüglichen Abzug aller deutschen Truppen und Versorgungseinrichtungen aus dem rückwärtigen Gebiet haben überall Auseinandersetzungen zur Folge, die dann am 25.8. mit der offenen Kriegserklärung an Deutschland in regelrechte Kämpfe übergeben. Die Hauptkämpfe im innerrumänischen Raum spielen sich - abgesehen von Bukarest - den Donauhäfen Calaz und Braila, sowie vom Kriegshafen Constanza - im Erdölgebiet von Ploesti ab, das durch eine zusammengewürfelte Kampfgruppe von Flak-Artillerie, Bodenverbänden der Luftwaffe und versprengten Heeresstellen gegen Angriffe rumänischer

-11-

Heeresverbände gehalten wird. Es ist die zweite Phase der Schlacht in Rumänien.

Während die sowjetischen Angriffsarmeen der 3. ukrainischen Front ostwärts des Pruth in schweren Kämpfen gegen das sich nach Westen zurückkämpfenden Gros der deutschen 6. Armee festgelegt sind, haben die Stossbeile der 2. ukrainischen Front in verlustreichen Kämpfen die Verbände der deutschen 8. Armee zerschlagen. Teils nach Osten abgedrängt und die Pruth-Übergänge bis zum unteren Pruth gewonnen. Damit ist den deutschen Bessarabien-Truppen der Rückweg nach Westen verlegt. Der einzelnen Kampfgruppe gelingt es noch, sich in die Karpathen oder nach Südwesten durchzuschlagen. Die Masse der Divisionen muss als verloren betrachtet werden.

III. Die sowjetische Besetzung Rumäniens und die Kämpfe um die Ostkarpathen (30.8.-1.9.)

Als dritte und vierte Phase der Ereignisse auf dem rumänischen Kriegsschauplatz zeichnen sich einmal die Kämpfe um die Gebirgszüge in den Ostkarpathen, zum anderen die Besetzung der Walachei und der Debrudscha durch sowjetische Truppen ab.

Nach der Nord-Süd-Bewegung hat der Gegner bei Bacau Teilkräfte nach Nordwesten im Bistritz-Tal abgedreht, um den Tolgyes und Bekas-Pass zu gewinnen. Die dort stehenden schwachen Kampfgruppen deutscher Gebirgstruppen verhindern, nur schrittweise auf die Kammhöhen ausweichend, diese Absicht. Weitere sowjetische Kräfte wenden sich wenig später durch das Trotus-Tal gegen den Gyimes-Pass und gegen den unteren Übergang der Ostkarpathen, die Mitoz-Pass. Ein Ueberschreiten dieses ganzen Gebirgszuges wird dem Gegner durch die deutsch-ungarische Pass-Sperre bis auf weiteres in harten Kämpfen verwehrt. Weiter nördlich, im Karpathenvorland, der Bukowina, beschränkt sich

-12-

die Kampftätigkeit im wesentlichen noch auf örtliche Gefechte in der alten. HKL.

In den letzten August-Tagen treten die Sowjets mit ihren wieder freigewordenen schnellen Kräften nunmehr zum Vorstoss über die Linie Donau-Mündung-Braila-Calaz-Tosceni nach Süden und Südwesten vor. Die Reste der zerschlagenen deutschen Divisionen reichen nicht mehr aus, den Gegner in dieser Linie einen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Versprengte Teile der Kampfdivisionen, Versorgungstruppen, Bodenverbände der Luftwaffe, ein buntes Gemisch körperlich und seelisch bis zum äussersten erschöpfter Einzelgruppen schieben sich vor den nach Westen vorstossenden Sowjet-Armeen in langer Folge über den Südostteil der Südkarpathen in Bozac-Tal nach Nordwesten in Richtung Ungarn zurück. Weder in der östlichen Walachei noch in der Dobrudscha stossen die Sowjets noch auf Widerstand. Das Land liegt - von deutschen Truppen entblösst - ihrem Zugriff schutzlos preisgegeben.

Zwei sowjetische Armeen und zwei schnelle Korps marschieren an der Grenze Bulgariens auf und bilden Brückenköpfe über die Donau auf bulgarischem Gebiet, mit dem sie sich nicht im Kriege befinden. Unter dem Druck der sowjetischen Kriegserklärung an Bulgarien am 3. September folgt drei Tage später die bulgarische Kriegserklärung an Deutschland. Damit sind auch die nach Bulgarien ausgewichenen Teile der deutschen Heeresgruppe verloren.

Am 31. August sind die sowjetischen Truppen in Bukarest eingerückt, ohne noch deutschen Widerstand zu finden. Nur im Erdölgebiet von Ploesti stösst der sowjetische Vormarsch auf die Abwehr grösserer deutscher Kampfgruppen, die sich aus dem Raum Bazar-Ploesti über den Tartlau- und Prodeal-Pass nach Norden zurückkämpfen. In den bis zu 2000 m hohen Gebirge sind die Kämpfe schwer und auf beiden Seiten reich an Opfern.

-13-

Um die Monatswende August/September hängt die Gesamtlage der Heeresgruppe von dem Behauptungswillen der auf der ganzen Front verteilten einzelnen Restkampfgruppen ab. Ihr Vorhandensein und ihr Ausharren muss das Vordringen des Gegners solange verzögern, bis - gleich wie in den Ostkarpathen - auch in den Südkarpathen die neue Front um den Szekler-Zirfäß aufgebaut werden kann.

Um die genannten Pässe in den Südkarpathen halten und sperren zu können, reichen die deutschen Kräfte zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht aus, zumal der Westflügel gegenüber starken Ansammlungen rumänischer Verbände verlängert werden muss. Weiter westlich im Raum Grosswardein - Klausenberg sind inzwischen ungarische Kräfte aufmarschiert. Bei ihrem geringen Kampfwert können sie jedoch nur so lange als Flankensicherung gelten, als nur rumänische Verbände ihnen gegenüberstehen.

IV. Der Neuaufbau der Front im rumänisch-ungarischen Grenzgebiet.

So beginnt sich langsam wieder eine übersichtliche Front in dem rumänisch-ungarischen Grenzgebiet zu bilden. Die in ihr stehenden deutschen Verbände haben beispiellose Strapazen und schweuste Verluste und seelische wie materielle Einbussen erlitten. Von den zu Beginn der russischen Offensive in der Front stehenden rund 21 deutschen Divisionen ist die Masse zerschlagen oder gefangen. Von den Divisionen der deutschen 6. Armee haben sich nur geringe Teile der fechtenden Truppe auf dem weiten Weg von Dnjestr zu den Karpathen, durch die weit überlegenen schnellen feindlichen Kräfte und durch die Zone des Verrats nach Westen durchschlagen können. Im wesentlichen sind nur die Versorgungstruppen dieser Divisionen verfügbar. Der 8. deutschen Armee ist es zwar gelungen, ihren Westflügel, etwa 4 Divisionen, dem feindlichen Zugriff zu entziehen, ihre weiter ostwärts stehenden Divisionen sind jedoch durch das Aufreißen der rumänischen Frontabschnitte abgedrängt, ein Opfer der

-14-

zwischen Pruth und Sereth nach Süden durchgestossenen russischen Panzerkorps geworden.

Aus den versprengten Teilen, zusammengewürfelten Resten verschiedener Regimenter und Divisionen, einzelner Geschütze und Batterien, werden neue Kampfgruppen unter behelfsmässig aufgestellten Führungsstäben gebildet, aus erschöpften, überbeanspruchten und durch die Kämpfe zermürbter Soldaten wieder einsatzfähige Kämpfer geschaffen, eine Leistung der Improvisation angesichts des siegreich nachdrängenden sowjetischen Gegners und inmitten rumänischen Hinterhaltes und Verrats. Mit diesen Kampfgruppen, geführt und zusammengehalten durch eine Reihe willensstarker Einzelpersönlichkeiten muss die Schlacht um Siebenbürgen geschlagen werden, die fünfte Phase der grossen Abwehrschlacht.

In den Ostkarpathen hat sich der Druck der Sowjets erheblich verstärkt. Die Kämpfe haben sich in den ersten Septembertagen auf die Passhöhen hinaufgezogen. Schwer und hart ringen ungarisch-deutsche Stützpunktbesetzungen, unterstützt von einzelnen Sturmgeschützen, um die Passübergänge. Russische Kav. Verbände überwinden den Wall der Karpathen, abseits der Wege die zusammenhanglose deutsch-ungarischen Stützpunkte immer wieder umfassend. Der wichtige Bitoz-Pass geht nach wochenlangen wechselvollen Kämpfen verloren.

In Süd-Siebenbürgen, etwa auf der Linie Klausenberg-Neumarkt-Schaessberg-Kronstadt werden die vorrückenden Rumänen aufgehalten, an einzelnen Stellen durch deutsch-ungarische Gegenangriffe zurückgeworfen. Unter der neugebildeten 2. ungarischen Armee werden die einzelnen ungarischen Verbände, junge Ersatzdivisionen, in den Raum um Klausenberg zum Schutz der deutschen Westflanke zusammengefasst. Inzwischen stossen sowjetische Vorausabteilungen von Bukarest über Craiova bis zum Eisernen Tor vor. Die vereinzelt deutschen Ausbildungs-Kommandos im rumänischen Hinterland haben der Übermacht rumänischer Verbände weichen müssen.

-15-

Keine deutsche Truppe mehr wehrt den Bolschewisten den Vormarsch. Die Masse der sowjetischen Angriffsarmeen wird jedoch auf ihren Weg nach Bukarest nach Westen angehalten und nach Norden eingedreht. 3 Inf. und 1 Pz.Armeeschwärme nach Norden ein, ihre Spitzen erreichen am 5. September über den Predeal- und Torzburger-Pass Kronstadt, Roter Turm- und Vulkan-Pass öffnen ihnen den Weg in Richtung Hermannstadt -Grosswardein.

Neue weitgespannte Operationen gegen die tiefe Flanke und in den Rücken der noch im Szekler -Zippel stehenden deutsch-ungarischen Verbände zeichnen sich ab. Der Bolschewismus ist auf dem Wege, den Balkan- und Donaauraum zu gewinnen. Der erste Ansturm ist infolge Verrats und Waffenstreckung geglückt. Ungarn wird ein zweiter Prüfstein sein. Der politische und militärische Druck ist schwer, der auf dem Lande lastet. Volk und Heer sind weder geistig noch materielle auf die Schwere der kommenden Aufgaben vorbereitet, vor die sich infolge des Zusammenbruchs der rumänischen Front überraschend gestellt sehen. Alle ungarischen militärischen und politischen Massnahmen tragen daher den Stempel unzulänglicher Improvisationen.

V. Die Abwehrkämpfe im Szekler-Gipfel, und um Siebenbürgen (5.9.-25.9.14)

Die Hauptbedeutung dieser Kämpfe liegt darin, dass sie dem Gegner den ungehinderten Zutritt in Zentraleuropa verwehrte, seine Kräfte abnützte und der deutschen Führung Zeit gab, ihre Verbände wieder kampffähig zu machen, die allgemeine Abwehr zu stärken und neue Massnahmen vorzubereiten.

Das Auftreten der Bolschewisten in den okkupierten rumänischen Gebieten ist ein schreckliches Erwachen für das rumänische Volk. Unter Hinweis auf die militärischen Notwendigkeiten nehmen die Sowjets alles in ihre Hände, was zur Ausübung der militärischen, aber auch politischen Macht

notwendig ist. Aus Neuaushebungen wird die 1. rumänische Armee gebildet, die unter der nationalen Parole der "Rückeroberung Siebenbürgens" des fragwürdigen Ruhms teilhaftig werden soll, an der Seite der Sowjet-Armee für die Bolschewisierung Europas zu kämpfen.

In Bulgarien macht die Bolschewisierung des Landes so schnelle Fortschritte, dass die Sowjets bald in die Länge versetzt sind, stärkere eigene Kräfte, zunächst eine Inf. Armee und ein schneller Korps, freizumachen und wieder über die Donau nach Norden, an die Front gegen Ungarn zu verlegen.

Die deutsch-ungarische Front hat Anfang September eine Ausdehnung von nahezu 1000 km. Sie verläuft vom rumänischen Banat und dem Raum Temeschburg über Arad nach Grosswardein, dann ostwärts bis Klausenberg, entlang der Grenze von Siebenbürgen über Neumarkt, nördlich Kronstadt vorbei, um den Szekler-Zipfel und schliesslich die Karpathen entlang nach Norden bis zur Dreiländerecke Rumänien - Generalgouvernement - Ungarn. Die deutsche Führung steht vor der Aufgabe, mit völlig unzureichenden Kräften den hinter dieser Front liegenden ungarischen Raum zu verteidigen. Auf dem rechten Flügel im Anschluss an die deutschen Besatzungstruppen in Serbien stehen zunächst nur schwache ungarische Grenztruppen. Die eigentliche Frontbesetzung beginnt erst im Raum Klausenberg, wo auch die Ungarn einige Ersatz-Divisionen herangezogen haben. Weit springt im Szekler-Gebiet die Front nach Südosten vor. Die Ostkarpathen sind infolge ihres Charakters als Naturhindernis noch am besten gesichert. Die Sowjets schliessen mit ihren Angriffsarmeen durch die ostwärtigen Pässe der Südkarpathen und über die Pässe der Ostkarpathen allmählich gegen die Front um Siebenbürgen auf. Durch einen gleichzeitigen Angriff zweier Infanterie-Armeen und eines Kav. Korps, denen im Raum der Südkarpathen zwei schnelle Korps dichtauf folgen, aus den Ostkarpathen in Richtung Sächsisch-Regen und einer von gepanzerten Kampfgruppe be-

-17-

gleiteten Infanterie-Armee und der rumänischen 1. Armee aus dem Raum um Theresburg -Schaasberg-Kronstadt-Hermannstadt Richtung Klausenberg sollen die im Szekler-Zipfel stehenden deutschen Kräfte abgeschnitten und zerschlagen werden.

Angesichts dieser drohenden Gefahr ist die deutsche Führung entschlossen, vor dem Eintreffen dieser russischen Kräfte die Bedrohung ihrer Südflanke durch eigenen Gegenangriff auszuhalten, um bei günstigem Ablauf dieses Gegenschlages doch noch den Versuch zu machen, die über die Südkarpathen heranziehenden Pass-Strassen zurückzugewinnen und zu sperren. Es erscheint von vornherein fraglich, ob eine solche weitgehende Absicht mit den noch abgekämpften geringen deutschen und den kampfengewohnten und schlecht ausgerüsteten ungarischen Ersatz-Divisionen noch erreichbar sein wird.

Am 5.9. ergeht der Befehl zum Gegenangriff an die im Raume Klausenberg-Neumarkt bereitgestellten Verbände. Es ist der Auftakt der Abwehrschlacht um Siebenbürgen. Der Angriff macht gegen die überraschten rumänischen Verbände gute Fortschritte und erreicht nach wenigen Tagen die zunächst befohlenen Ziele am Muresch-Fluss. Die Sowjets erkennen rechtzeitig die den Pässen der Südkarpathen drohende Gefahr. Die schon mit Teilen bei Theresburg im Kampf stehende feindliche Inf-Armee schliesst beschleunigt auf. Gleichzeitig wird das am Eisernen Tor eingetroffene Panzer-Korps in Eilmärschen abgedreht und über den Vulkan-Szerdek- und Roten Turm-Pass in den Raum südlich Klausenberg herangezogen. Die Angriffe des Gegners aus den Ostkarpathen gegen die Szekler-Front nehmen an Heftigkeit zu. Klar zeichnet sich die russische Absicht einer Zerschlagung der im Szekler-Zipfel stehenden deutschen Kräfte ab. Härteste Belastungen stehen bevor. Aber die Gefahr einer weitausholenden Umfassung der deutschen Heeresgruppenfront aus dem rumänischen Banat gegen die ungarische Tiefebene, die nahezu ungeschützt ist, scheint gebannt.

-18-

Insgesamt sind gegen Mitte September drei sowjetische Inf.-Armeen und 1 Paz.-Armee mit 25 Schützen-Divisionen und 4 schnellen Korps von südlich Klausenberg bis zu den Ostkarpathen aufmarschiert. An eine Weiterführung des eigenen Gegenangriffes ist nicht zu denken. Angesichts der weit überlegenen russischen Kräfte wird der äußerste Szekler-Zipfel geräumt, um eine Verstärkung und Verlagerung des hart bedrängten rechten Flügels und für die völlig offene tiefe Westflanke freizumachen. Während im Raum von Therenberg die schnell aufmarschierten russischen Kräfte zum Angriff übergeben und schwerste Kämpfe sich zu einer zweiwöchigen erbitterten Abwehrschlacht entwickeln, wird im Szekler-Zipfel und in den Karpathen die schrittweise Zurücknahme der weit vorspringenden Front bis in die allgemeine Linie des Maros-Abschnittes durchgeführt. Unter scharfer Schwerpunktbildung suchen die Sowjets bei Sächsisch-Regen die deutsche Front aufzuspalten. Trotz der zahlenmäßig weit überlegenen russischen Angriffskräfte hält jedoch die Ostfront des Siebenbürgischen Kampfraumes allen Angriffen stand. An den Theresberger-Front nehmen die Sowjets nach kurzer Kampfpause am 23.9. ihren Angriff erneut auf. Doch alle Versuche, den Durchbruch zu erzwingen, scheitern mit hohen blutigen Verlusten. Wenige verbündete Divisionen, im Verein mit den aus den rumänischen Zusammenruch kommenden deutschen Kampfgruppen haben einen eindeutigen Abwehrrsieg gegen 4 sowjetische Inf.-Armeen und 1 Pz.-Armee mit insgesamt 31 Schützendivisionen und 4 schnellen Korps errungen. Aber die Gefahr für die deutsche Heeresgruppe ist damit nicht gebannt.

-26-

VI. Der Beginn der Kämpfe um die Theiss-Ebene
(20.9. bis 5.10.44)

Inzwischen sind weiter westlichen ungarische Truppen gegen die Gebirgsausgänge der Westausläufer der Südkarpathen auf der Linie Temeschburg - Arad-Cyula - Salontzi angetreten, mit dem Ziel, diese Ausgänge zu besetzen und zu sperren. Sie fordern russische Gegenmassnahmen heraus. In der letzten Septemberwoche fällt die Entscheidung über die weitere Fortführung der russischen Operationen.

Der Angriff gegen Siebenbürgen wird endgültig eingestellt. Die in- zwischen in den west- und nordwestrumänischen Raum vorgeführten Kräfte - 1. Inf. Armee und einige schnelle Verbände - werden laufend verstärkt. Die in Bulgarien freigewordenen Verbände werden herausgezogen. Die bei Klausenburg schwer abgekämpften Panzerverbände werden nach West in den Raum südlich Grosswardein angruppiert. Der Grossangriff in die ungarische Tiefebene bereitet sich vor.

Zwei Schwerpunkte zeichnen sich ab: im Abschnitt Temeschburg - Arad-Cyula mit Stossrichtung Szegedin und im Abschnitt Salonta (südlich Grosswardein) mit Stossrichtung Debrecen.

Die deutsche Führung ist abermals vor schwere Aufgaben gestellt. Ein Wettlauf mit dem Gegner nach der bedrohten Westflanke beginnt. Es geht um die Schliessung der Frontlücken, die von westlich Klausenberg bis Szegedin dem feindlichen Vorstoss offen sind. Das sowjetische Ziel scheint weitgesteckt: Durchbruch über Szegedin und Grosswardein in allgemeiner Richtung des Theiss aufwärts, um im Zusammenwirken mit dem sowjetischen Angriff in den Beskiden, wo seit Wochen schwere Kämpfe anhalten, die deutsch-ungarische Front endgültig zu zerschlagen. Die Lage ist wiederum äusserst

- 20 -

spannend. An die eben erst in der siebenbürgischen Schlacht härtestens beanspruchten Truppen müssen neue hohe Anforderungen gestellt werden. Was irgend freizumachen ist, wird sofort nach Wäsen in Marsch gesetzt. Die hinter der Front angelaufene Auffrischung und Neuordnung in Rum'nien zerschlagener Verbände muss kurzfristig beendet werden.

Das sowjetische Oberkommando ist gewillt, die Beendigung des Gesamtaufmarsches nicht erst abzuwarten, sondern aus der Bewegung heraus anzugreifen. So erringen sie leichte Anfangserfolge gegen die schwachen ungarischen Divisionen, die diesem neuen Gegner noch nicht gewachsen sein können. Arad geht wieder verloren. Aber in diesem Raum wie bei Grosswardein greifen allmählich deutsche Verstärkungen ein. In zehntägigem Vorkämpfen, Erfolgen und Rückschlägen, haben die sowjetischen Armeen die ungarisch-rumänische Grenze zwischen Szegedin und Grosswardein, ihre Ausgangsstellung für die Entscheidung suchende Offensive in das Herz Ungarns gewonnen. Nur unter weitgehender Schwächung der Siebenbürger Front und unter Inkaufnahme weiter Frontlücken zwischen Grosswardein und Klausenburg ist es der deutschen Führung gelungen, eine einigermaßen zusammengehörende, wenn auch schwache Front gegenüber der russischen Massierung der Angriffskräfte zu schaffen. Angesichts der Zahlen und materialmäßig weit überlegenen sowjetischen Stossarmeen und des klar erkennbar vernichtungssuchenden Planes des sowjetischen Oberkommandos in die tiefe deutsche Flanke bedeutet die noch weit südostwärts stehende deutsche Front in Siebenbürgen eine schwere Belastung und Verantwortung für die deutsche Heeresgruppe. Alle Vorstellungen an oberster Stelle, ihr die Freiheit des Handelns für eine etwa notwendige rechtzeitige Zurücknahme dieser Kräfte und damit die Möglichkeit einer Verstärkung der bedrohten Absatzflanke zu schaffen, bleiben ergebnislos. Hitler behält sich eine solche Entscheidung persönlich

~~24~~

vor. Erneut steht die Heeresgruppe von einer beispiellos kritischen Lage!

VII. Die Schlacht in der Pussta 6.10.+28.10.44

Am 6. Oktober beginnt der erwartete Grossangriff in die ungarische Tiefebene. Drei feindliche Stossgruppen treten an diesem Tage zwischen Szegedin und Grosswardein zum Angriff an. Die Hauptgruppe mit 4 schnellen Korps aus der Linie Arad-Cyula in nordwestlicher Richtung, südlich davon eine zweite, teilweise über die Theiss nach Westen ausholend, nördlich bei Salonta (südlich Grosswardein) eine aus einer Inf.- und einer Panzerarmee gemischte Stossgruppe.

Die entscheidungssuchende Schlacht um Ungarn hat begonnen. Das Gewicht der feindlichen Armeen liegt bei den Panzer-, mot- und Kav. Verbänden, die seit einem Jahr Hauptträger der sowjetischen operativen Führung sind. Wieder wie in Bessarabien liegt eine weite Ebene vor den bereitgestellten Angriffstruppen, weites flaches Land ohne Deckungsmöglichkeiten, ohne wesentliche Geländehindernisse, das schnellen Kräften unbeschränkte Entfaltungsmöglichkeiten und schnellste Beweglichkeit gewährt.

Mit Ausnahme der südlichen Stossgruppe, die in westlicher Richtung auf Szegedin vorgeht, brachen die sowjetischen Stosskeile in nordwestlicher Richtung auf die Theiss vor. Unter dem plötzlich einfallenden Frühnebel gelingen tiefe Einbrüche, die z.T. an der

Schnellen Kriesch aufgefangen werden können, während es der feindlichen Hauptstossgruppe gelingt, auf Szentes a.d.Theiss und Mezotus dem Geg. Stand des hier befehligenden 3. ung. Armee-Oberkommandos durchzustossen. Unter Abschirmung von Teilkraften an der Theiss und in Richtung Szolnok nach Westen drehen bereits am 7. Oktober die schnellen Korps in scharf nördlicher Richtung auf Debrezen ab. Es ist die in operativen Plan vorgesehene Stossrichtung zur Vernichtung der in

-29-

Ostungarn stehenden deutsch-ungarischen Armeen. Am 8. Oktober überschreiten die Sowjets bereits die Strasse Debrecen-Budapest. Die schwache deutsche Front hat den Durchbruch trotz erbitterter Gegenwehr nicht verhindern können, die bolschewistischen Angriffsarmeen scheinen auf dem besten Wege, ihr weitgestecktes operatives Ziel im ersten Anlauf zu erreichen. Da setzt der deutsche Gegenschlag ein. Vom Gegner unbemerkt, oder zumindest unterschätzt, hat sich im Raum ostwärts Szolnek, sowie westlich und südwestlich Debrecen ein Aufmarsch eigener Panzerverbände vollzogen mit dem Ziel, durch konzentrischen Gegenangriff die vorgestossenen sowjetischen schnellen Verbände zu zerschlagen und den in die Tiefe gerichteten Stoss abzufangen. Eine Panzerschlacht beispielloser Härte, die in den folgenden Tagen und Wochen an die Nervenkraft und Standhaftigkeit von Führung und Truppe höchste Anforderungen stellt, ist in dem Raum Szolnek-Grosswardein-Debrecen eingeleitet. Nach erbittertem Ringen reichen sich die vom Westen und Osten angreifenden deutschen Panzerkampfgruppen am 10. Oktober an der Strasse Szolnok -Debrecen die Hand. Der breite Keil der sowjetischen schnellen Stossgruppen ist vom infanteristischen Gros der Angriffskräfte abgeschnitten. Ein beachtlicher operativer Erfolg ist erreicht, im zum vernichtenden Erfolg durchzuschlagen, reichen die zahlenmässig weit unterlegenen deutschen Kräfte nicht aus. In Erkenntnis der entscheidenden Gefahr setzt das sowjetische Oberkommando alle nur freizumachenden Verbände auf das Schlachtfeld von Debrecen in Marsch, die nachfolgenden Inf.-Armeen werden mit allen Mitteln vorwärts getrieben, die deutschen Verbände müssen nach zwei Seiten kämpfen: gegen die eingeschlossenen Korps, die auszubrechen versuchen, und gegen die von aussen anstürmenden sowjetischen Verbände. So brandet die Schlacht in seltener Wucht und Dramatik Tag um Tag in der Pussta bis zum 15. Oktober. Allmählich lösen sich die verkrampften und verstrickten Fronten. Im Süden sind die Sowjets mit neuen Kräften, den von Klausberg ab-

-30-

berg abgerufenen beiden schnellen Korps in den Kampf getreten. Es gelingt ihnen, Grosswardein zu nehmen. Zur gleichen Zeit haben sich die Reste von zwei der drei eingeschlossenen Korps südwestlich Debreczen nach Süden gewandt und nach härtesten Kämpfen die Vereinigung mit den vor Grosswardein vorstossenden Verbänden erreicht. Die sowjetische Führung fasst sie unverzüglich zu einer neuen Stossgruppe zusammen, um die Verbindung zu dem noch immer westlich Debreczen eingeschlossenen Garde-Kav.Korps herzustellen. Vergeblich! Erst in letzter Stunde gelingt es einem von der Theiss abgezogenen russischen Panzerkorps, den schon völlig erschöpften und starke Auflösungserscheinungen zeigenden Verband zu entsetzen. Der operative Durchbruch der Sowjets ist zunächst vereitelt. Die Angriffskräfte sind weitgehend geschwächt, die erste Wucht ihres Angriffes gebrochen. Doch die Lage bleibt gespannt! Auch die deutschen Panzerverbände haben in der erbitterten Schlacht schwere Einbussen erlitten. Neue schwere Kämpfe sind zu erwarten; die Kämpfe um Debreczen treten in ihre zweite Phase ein.

In Siebenbürgen und den Ostkarpathen haben die Sowjets seit Beginn ihrer Offensive verstärkte Fesselungsangriffe geführt mit dem Ziel, ein Abziehen weiterer deutscher Kräfte zur Hauptentscheidung zu verhindern. Noch steht die deutsch-ungarische Front weit nach Osten vorgeschoben, während an dem Willen des Gegners zur Fortsetzung seiner Offensive zur Abschnürung dieser Kräfte kein Zweifel bleibt. Schwer lastet auf dem deutschen Oberbefehlshaber die Spannung der bevorstehenden neuen sowjetischen Angriffe, deren Gelingen immer wärhender eine Vernichtung der in Ostungarn stehenden deutsch-ungarischen Truppen bedeuten kann. Aber auch jetzt bleiben alle Vorstellungen und Angräge an höchster Stelle auf eine Zurücknahme dieser Front angesichts der bedrohlichen Lage in ihrer tiefen Flanke ergebnislos. Kein Fussbreit Boden darf ohne Kampf aufgegeben werden, die alte ewig gleiche Antwort auf dringende von Sachlichkeit und

Verantwortung getragene Forderungen der militaristischen örtlichen Führung! Die Truppe hat kein Verständnis dafür, dass man an höchster Stelle von der tatsächlichen Lage einfach die Augen zu schliessen scheint und bereit ist, dem eigenen Wunschbild zuliebe ungerechtfertigte und zwecklose Opfer an Menschen und Material zu fordern, die unersetzbar sind. So ergeht aus eigener Gewissensverantwortung des Oberbefehlshabers der Heeresgruppe nach schwerem, innerem Ringen der Befehl an die deutsche 8. Armee, der sie befugt, vor stärkeren feindlichen Angriffen kämpfend schrittweise nach Westen auszuweichen.

VIII. 15. Oktober 1944

Während die Kämpfe zu Debrezen vor einem neuen Höhepunkt stehen und die Spannung auf der gesamten ungarischen Front Führung und Truppe aufs Äusserste beanspruchen, bringt am Sonntag, den 15. Oktober, um die Mittagszeit unter dem Namen des Senders Budapest eine Rundfunkstation die sensationelle Meldung, dass Ungarn bei seinem Gegner um Waffenstillstand ersucht habe. Wieder steht drohend die Gefahr eines Verrats des Waffengefährten - wie in Rum'nien - hinter der bedrängten Front auf. Eine ungarische Panzer- und eine mot. Division werden auf Anordnung eines an dem Verrat beteiligten ungarischen Armeoberbefehlshabers ohne Wissen der deutschen Führung heimlich aus der Front gezogen und hinter die Theiss in Marsch gesetzt. Unabsehbares Unheil droht dem Zusammenhalt der Front, wenn weitere ungarische Verbände Verrat üben. Die deutschen Truppen erhalten unverzüglich Befehle für etwa notwendige Gegenmassnahmen. Noch am Abend haben sich jedoch die Verhältnisse nach Bildung einer neuen politischen und militärischen Führung in Budapest so weit geklärt, dass keine wesentliche Gefahr mehr für eine Auflösung der deutsch-ungarischen Kampfgemeinschaft besteht. Die Bolschewiken aber zögern nicht, die günstige Gelegenheit der erhofften Krisis der Front auszunützen.

II. Die Fortsetzung der Durchbruchsschlacht

Umfangreiche Umgruppierungen der Sowjets auf der gesamten ungarischen Front, die Zusammenfassung von 3 Infanterie-Armeen gegen die Karpathenfront, die Heranführung weiterer Kräfte aus der Gegend Klausenburh und die Bildung einer aus fünf schnellen Korps bestehenden operativen Stossgruppe im Raum Debrezen zeigen die gewaltige Konzentration des russischen Oberkommandos, um den entscheidenden Schlag zur Vernichtung der in Ostungarn stehenden ungarischen Armeegruppe zu verwirklichen.

Am 17. Oktober tritt der sowjetische Angriffskern zum konzentrischen Angriff auf Debrezen an, mit dem Auftrag, in Richtung Myiregyhaza - Tokay nach Norden durchzustossen und durch Gewinnung der Theissübergänge die nach Westen führenden Verbindungen der deutsch-ungarischen Armeegruppe zu unterbrechen. Nach dreitägigem Kampf fällt Debrezen in russische Hand, dem weiteren Vordringen der Sowjets nach Norden stellen sich immer wieder die nun schon seit dem 6. 10. ununterbrochen im Kampf stehenden deutschen Panzerverbände entgegen, während aus Ostungarn die deutsch-ungarische Armeegruppe kämpfend über schwieriges Wald- und Berggelände nach Westen ausweicht. Die entscheidende Frage ist, die, dass der Zusammenhalt der deutschen Front gewahrt bleibt. Im Süden haben die Sowjets, eine Reihe schmaler Angriffskerne vortreibend, ihre Front gegenüber den unterlegenen ungarischen Verbänden höher und höher bis an den Mittelhof der Theiss vorgeschoben. Wechselvolle Kämpfe mit erfolgreichen Gegenschlägen einer deutschen Panzerdivision am Brückenkopf von Szolnok ziehen vorübergehend sowjetische Kräfte sogar aus dem Angriff nördlich Debrezen ab. Weiter südlich gelingt es den Sowjets schliesslich, durch Einsatz einer neuen Armee im Raume von Szegedin die dort stehenden schwachen ungarischen Kräfte zurückzuwerfen und die Donau zu erreichen.

06
-33-

X. Die Schlacht von Nyiregyhaza (22.-27.10.1944)

In scharf zusammengefasstem Stoss durchbrechen am 20.10. 2 Garde-Kav.Kopps und ein Panzerkorps die nördlich Debrezen stehenden deutschen Abwehrlinien, nehmen am 22.10. Nyiregyhaza und treiben ihre Angriffspitzen bis an die obere Theiss und Tokay vor. Der tiefe Durchbruch der Sowjets hat nach halbmonatigem schweren Ringen nun doch sein Ziel erreicht. Die rückwärtigen Verbindungen der deutsch-ungarischen Armeegruppe sind unterbrochen. Ihre Einschliessung und Vernichtung ist für das sowjetische Oberkommando nur noch eine Frage von Tagen. Aber Führung und Truppe auf deutscher Seite sind krisenfest geworden, nachdem sie schon so oft anscheinend aussichtslose Lagen bestanden haben. Aus der Absetzbewegung heraus wird die deutsch-ungarische Armeegruppe von einem siegesgewissen Feind von Osten und Süden hart bedrängt, zum Stoss nach Westen Richtung Nyiregyhaza scharf zusammengefasst, während gleichzeitig Teile der deutschen Panzerdivisionen ihr aus westlicher Richtung entgegenstossen. Die rückwärtigen Teile der nach Norden durchgestossenen schnellen Korps der Sowjets sehen sich unerwartet von den nachfolgenden Inf-Armeen getrennt, als am 23. Oktober nachts 1 Uhr die beiden deutschen Kampfgruppen sich südlich Nyirwaza vereinen und einen festen Sperrriegel bilden. Weder der wütende Ansturm der nunmehr eingeschlossenen sowjetischen Korps gegen den Sperrriegel, noch die von aussen einsetzenden Entsatzangriffe der russischen Infanterie-Armeen und zweier schneller Korps vermögen den geschlossenen Ring zu sprengen.

Nach erbittertem tagelangen Ringen gelingt es nur noch Resten der eingeschlossenen Korps, sich unter Zurücklassung ihres gesamten Materials am 27.10. nachts auf Pfaden und Feldwegen nach Süden durchzuschlagen. Der deutsch-ungarischen Armeegruppe steht der Weg nach Westen frei.

Am 29.10. steht die nun wieder zusammenhängende Front der Heeresgruppe Süd im Verlauf der Theiss-Linie vor einem neuen Kampfabschnitt, dem Raum um Budapest.

ZS/P-2 / 10 - 107

s

Die Nacht von Saßnitz

Wir waren mit dem ehemaligen KdF-Dampfer "Der Deutsche", der Verwundete aus der Danziger Bucht nach dem Westen brachte, zum zweiten Male im Hafen von Saßnitz mit etwa 2700 Verwundeten an Bord, etwa 1 km von der Pier entfernt und warteten auf die Entladung, die auf Rügen wegen des dort herrschenden Wassermangel immer schwieriger wurde. Ganz in der Nähe von uns lag der große Dampfer "Hamburg" mit 25000 BRT, wie die Stewards sagten, die ihn lange kannten mit einigen Tausend Flüchtlingen aus dem Osten, vor uns, zwischen Pier und Schiff, einen Minenräumer, an der Pier selbst das Lazarettschiff "Möhring". Spät am Abend, es war bereits sehr dunkel, gab es plötzlich Alarm und wenig später waren schon die Engländer über Saßnitz. Wir standen auf dem Promenadendeck und sahen dem schauerlichen Schauspiel zu, wie der Bombenhagel vor allem über Hafen und Hafenbahnhof niederging und wie vor allem sehr viele Minen an Fallschirmen niedergingen. Wir sahen solange zu, bis der Angriff auf den Hafen erledigt war und die Maschinen um unser Schiff flogen, ringsum Bomben warfen, aber nichts trafen. Ebenso trafen sie die Hamburg nicht, doch den Räumer mittschiffs. Als die Maschinen abgeflogen waren, erlitten wir so etwas Furchtbares, daß man kaum anders als einen "Sprechchor von brennenden Menschen" nennen kann. Die "Möhring" war offenbar mittschiffs getroffen worden und brannte langsam aus. Wie wir am nächsten Tage erfuhren, hatten sie nur "Lieger" also Schwerverwundete an Bord, von denen etwa 100-120 nicht mehr ausgeladen werden konnten, bevor der Angriff kam. Sie waren völlig hilflos ihrem Schicksal preisgegeben und schrien in dem grauenhaften Rythmus eines Sprechchores, der immer schwächer wurde, bis der letzte verbrannt war. Ein tragisches Geschick fügte es, daß einige im Hafenbahnhof stehende Züge, vollgepfropft mit zivilen Flüchtlingen aus dem Osten aus irgendeinem Grunde nicht rechtzeitig abgefertigt werden konnten. Wie unsere am nächsten Tage an Land gehenden Leute sagten, soll der Angriff viele Opfer gekostet haben.

Für die Schiffe war die Lage nun sehr schwierig geworden, weil die See stark vermint war, sie konnten sich nicht bewegen, fingen an unter Wassermangel zu leiden, die Schaluppen konnten so wenig herankommen wie aus Swinemünde Kohlen herangebracht werden durften. Es dauerte Tage bis endlich die zwei ersten Minenräumer mit ihrer Arbeit begannen. Inzwischen war man jedoch auf der "Hamburg" vermutlich wegen Verpflegungsschwierigkeiten gezwungen gewesen, die Flüchtlinge auszuladen. Das geschah sehr vorsichtig mit kleinen Holzbarken, die die Minen nicht anzogen, sie fassten etwa 20-30 Menschen, sodaß man sich vorstellen kann, wie lange die Entladung dauerte, zumal nur wenige Boote zur Verfügung standen. Doch gelang es, alle Zivilisten von Bord und wohlbehalten an Land zu bringen.

Die Schiffe dieses Einsatzes hatten sehr unter Commandoüberschneidungen zu leiden. Auf widersprechende Befehle soll es auch zurückzuführen sein, daß die "Hamburg" sich nach der Entladung etwa einen Kilometer westwärts fuhr, angeblich um sich einen günstiger gelegenen Ankerplatz zu suchen, bevor die Tätigkeit der Minenräumer beendet war. Bei dieser kurzen Fahrt lief sie auf eine Mine und sank innerhalb zwei Stunden, d.h. sie kippte seitlich ab, ein schmaler Streifen des Rumpfes blieb sichtbar. Die an Bord befindliche Mannschaft hatte Zeit genug abzuhauen, wie wir beobachten konnten.

In diesem Zusammenhang darf ich Sie daran erinnern, daß mitten auf dem Küstenweg die "Berlin" lag, die auf eine Mine gelaufen war und festlag. Ob und wie viele Opfer es da gegeben hat, weiß ich nicht. Von der Steuben erhielten wir später unseren Stückmeister, der die Tragödie miterlebt hatte und gerettet worden war. Er hat von der furchtbaren Panik erzählt, daß Soldaten und Offiziere mit Pistolen und MP's geschossen hätten, weil sie fälschlicherweise annahmen, sie würden von der Besatzung im Stich gelassen werden.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Erkrankung! 2. Kr. und Kolik, Blasen-
und Lebererkrankung.

Esam im Januar 1945 erreichten die Kol.
den das Zusammenbruches auf andere Stadt.
Zug der Kräfte der Kolik und Blasen, Kinder-
zusammen und dem Blasen der Kräfte.
Der Kräfte der Kräfte für mich verfahren, für mich
sich weiter, um die Kräfte der Kräfte
zu mir zu gehen, und so gehen die Kräfte
mit ihrer letzten Liebe in Richtung Norden und
Osten nach Westen fort.

Der Kräfte werden Kräfte der Kräfte mit Kräfte
Kraft und Blasen Kräfte und Kräfte.
Esam die Kräfte nach ihrer letzten Liebe mit Kräfte
von Kräfte, so nach Kräfte ihr Kräfte
mir nach in Kräfte Kräfte der Kräfte
nach Kräfte.

Die Kräfte der Kräfte sind Kräfte, Kräfte,
der und Kräfte Kräfte mit Kräfte und
Kräfte.

3
Zurückzuführen bereit sind die Zimmerleute in
Lungens zu rasen sind für in ihr vor-
läufiges Quartier zu bringen. Neben dem
offenliege Hütten sind die Hütten und fast jede
Abspinnung ist mit Flüchtlingen besetzt. Von
hier sollen diese auf dem Landwege weiter
abwärts werden. In diesem Punkte stellen
die Königsleute Transportwege zusammen. Es
sind jedoch zusammengefasst, so werden die
Flüchtlinge bringende Abgesandten sind nicht
klaffen zu lassen, so wie den Schiffen in
die für gewöhnlichen Quartiere. Was sind
Hütten vorzubereiten, die die von verabschiedeten
Hütten von ihren Familien getrennt
werden, dass sie zum Volksthum zu
den. Es sind die Hütten sind ab-
gute Arbeiter für die Flüchtlinge zu
den, die die Transportwege Hütten
nicht mehr zu lassen. Die Abgesandten
die nicht mehr, jeder zweite für rasen sind

geht gegen Flüchtlinge. Welche Vorposten man auf
 eigene Gefahr weiterzukommen oder flüchten
 auf dem Weg durch feindliche Trümpfe.

Ich möchte mir den Gang der Befehle
 Zylinderbrenne vorstellt, für Vorposten man die
 zusammenzufassen. Ich möchte wissen, alle
 geht auf zu Trümpfen Flüchtlinge. man
 selbst weitergeleitet, die mit diesen zu kommen.
 das man die Befehle man in die
 feindliche gebracht und die auf feindliche
 unterstellt. Befehl geht auf zu dieser Zeit
 ein Hauptstück zusammen für die Trümpfe.
 man in Trümpfen

die feindliche Befehle man die Befehle
 alle bereits die Befehle man die
 geht geht geht man die Befehle man die
 Befehle die Befehle der Befehle
 Befehle man die Befehle man die
 Befehle der Flüchtlinge man die Befehle
 Befehle der Befehle man die Befehle

4
mühte. Befammetlich stand so viel von
König an der zur Verfügung, welche man
nicht für den Waffan Gungzwelfschiffen
geschicklichen. In all diesen Verordnungen
war die Stadt der größte Landbauern, und
inmangelt von zwei Hürden ein Mittel
der Stadt geschicklichen. Verfügte von Flüchtlingen
der Bevölkerung und Kulturen für den
Angriff zum Opfer. für die letzten zum
Überleben bereit, willkürlich Gungzwelf-
schiff mühte getroffen und stand in un-
rigen Hürden. In der Stadt keine Luft.
schicklichen im Innern anderer Städte gab,
so waren die Waffan dem Angriff schicklichen
übergeben. Verfügte wollte das Geschick
in dem Hürden und anderer Waffan unter
Künste. Wichtige Tage nach diesem 12. März
war die Stadt von Flüchtlingen frei, mühte
Gungzwelfschiffen den Opfer geschicklichen mit
anderen geschicklichen. Dem an der jetzt

das Offener wissliche Köpflinger und schaffen
mit ihrem Leberwasser.

Nun einer Verteidigung der Fälschung oder
Verbreitung zu einer solchen war wenig
zu merken. Doch einmal sollte ein flacker
Mann einsteigen, der "Kocher" von
"Tollberg". Auch er wollte "Kocher" mit
zum letzten Mann werden. Sein
"Jünglingsalter" wurde eingewirft, daß er
von dem "Kocher" in dem Willen in der
"Kocher"straße mitzugehen, "Kocher"straße
galt, doch steht nur von Verteidigung
nicht zu merken. Dieser Zeit war ein
paar zwei Tage bevor der "Kocher" war,
"Kocher". Er hat mich fast ein wenig
Jünglingszeit erinnert.

Auch "Kocher" wurde ein wenig
"Kocher" von V2 - "Kocher", ein solches be-
leuchtet "Kocher" "Kocher" "Kocher" "Kocher"
"Kocher" "Kocher" "Kocher" "Kocher" "Kocher"

6.
Auf ihre eigenen Reisen von Gießen in
Kammer mit ihr Kommando fanden sie
Lohn.

Alle dardie, von zum Hofe, folgte die
Personen. Tüchtigkeit ihre Gmüthen
zu Pflichten dinsten.

Jeder der abkommen konnte von
"Künftige" bewilligen mich richtig ist ihre
Fähigkeit vor. Bei dem aufeinander Kampf
stallam brachten die Abkommen, die
Gefährlichkeit markieren, geht unter Trage
pliazar anzuweisen die Thron, für, ihre
eine fassenden Trost ihre Abfertigung, um
ihre Gewissen zu lösen. Die Thron über
wagten dem Abkommen des Beförderung, die
wagten vom des Thron Kampfes markieren,
die Thron mit seinem Pflanzpersonal
wagten zum Tage vor dem Gießen der
Küffen die Hart. Ein über dem gewöhnlich
eine "Rathes" war Kamm" Hinsinnung.

der letzten Jahreszeit sind die in Kasimowin
 auf vorgerücktem Feldbau vorfindbar und
 in den benachbarten Gebieten in
 Kasimow. Von Ostlich werden auf mit
 kleinen Fahrzeugen verführt, die Flüchtige
 und Feldbau auf Transportgefäße unter
 zu bringen. Ley der der Jahre jetzt sind
 unter dem Angriffen russischer Truppener
 sollte der die jetzt keine Fährnis auf einmal
 einen schweren Angriff mit der Luft von
 3. April erleben. Ein Markt wurde mit kleinen
 Sprengbomben belegt, in der Gegend geht
 der Angriff dem Jahre, das in der Tro-
 Luft liegen den Transporten und Kasimow
 geben. Ein russisches "Kasimow" Luftfahrzeug
 "Lolien" ^{in der} werden in Brand geworfen und
 zerstört. Ein schwebendes Bild bei der Beobachtung
 der Bomben, schweren Flakbeschüssen,
 sowie der benachbarten Gefäße in der
 Tro-der Luft.

Die Honigzahn, die in der Wildgastocherinn.
 Stadt wohnen lassen (Wo. - la Krant ca 30 Prof.)
 versprochen mir die „Bestimmung der Oberländer
 und Lössen“ durch die Pfaffen bringen lassen.
 Hoffe nur keine Pfaffen zu sehen, welche jette mehr
 vorzuziehen das Pöbel wie „Löss“ durch das
 Gebirge fuhren. Morgens gegen 5 Uhr nannten
 die Lössen mich Lössvater zu sagen, gegen
 9 Uhr bekamen wir zu wissen das vorgeladene
 Knopf müßten ~~verlassen~~ die Pfaffen
 verlassenen Pöbel und fortsetzen die Lössen.
 Hier nur ein flüchtiges Kommen und Gehen.
 Die vorgeschickten Koffer mit Alkohol. Ich
 die jetzt immer mehr Folgebare in einem
 derartigen Zustand verfaßt, daß mir halt die
 „Bestimmung“ zu geben bekommen. Um ein Beispiel
 zu nennen: Die bekamen mich mit mir
 Männern, und recht Frauen mit drei Kin-
 dern in einer Pöbelwohnung. Die Frauen
 müßten gekocht, welches ich Herum sei, die

malige Kainan. Wären gethan worden, wie
 der beschränkten Köpfen in ihre Befreiung
 gesucht. Dort fürte man Hilfe von Frauen
 und Kindern aus der beschriebenen Köpfen
 der Hauptstadt zu fallen. Es würde gar nicht,
 unglücklich und ungesundigt. Zwölf jährige
 Mädchen und 20 jährige Frauen würden
 nicht gefordert. Kinder zu Mutter Kinder
 gehalten, so würden die Köpfen erfragen.
 Und der Köpfen wird man die Frauen und
 Mädchen in der Köpfen zu kommen mit
 sollte sie sich ja nach Bedarf. Viele würden
 Halbschwester aus Köpfen bei der Befreiung nicht
 werden mit zu werden.

• Ich selbst sollte Gelegenheit nach Oben eine
 Frauenklinik zu besuchen in die geschickte,
 und geschickte Kranke Frauen zu werden.
 der Zweck unglücklich werden. Und die
 Frauen und Mädchen in der Zeit der
 Befreiung durchgemacht haben, können

und der umfassen, das es selbst mit der
 Leben müßte. Dieser Leidensweg der Frauen
 darüber unzufrieden zu sein, später wurde
 diese Überfülle von ungeheurer Art in der
 Gynäcologie beobachtet, vor in der Familien
 Wirtinnen oder die Frauen oder Männer
 waren. Das einzige Abwehrmittel
 gegen diese Unmengen war, wenn
 die mit Hilfe der Kugel war, leider
 in den meisten Fällen zu spät ankommt.

Was die Gebärdung durch Feindschaft nicht
 nicht gelitten hatte, wurde z. B. vor in diesem
 zu sein zu sein. Feind- und Feindfeind,
 eine Möbel fabrik, ein Gefäßfabrik in
 u. anderen mitgebracht.

Auf den Körper in der Umgebung
 wurde der Körper der letzte Stück Holz
 und der Körper selbst, die werden für
 von sorgfältigen "Verordnungen" befreit. Das
 mit der Körper der "Körper" war leicht gefunden,

guthen die Arbeiter in vielen Fällen das
 Glück vorkommen zu werden. Sollten Sie die
 je Stellen für Aufbringung bezw. Aufbringung
 stellen das "Wahrspruch" vorgegeben.

Auf die Kosten, die noch nicht befreit
 waren, werden mit der Leihgebühr das
 "Wahrspruch" befreit. Diese Auftragsaufgabe
 kann jedoch für die Arbeiter nicht für
 mit ihnen aufgetragen.

Die wenigen Stellen die den Aufschuß
 von der "Wahrspruch" bis zum letzten
 Mann" vorgegeben stellen sind gegeben
 worden liegen dagegen bis für die
 vorkommen in den Jahren unserer. Es kann
 nicht sein von einigen Vorkommen vorkommen
 pflegt, wodurch diese keine Furcht mehr
 zu geben beabsichtigen vorkommen zu werden.
 Diese Stellen hat es die allen
 Jahren. Für die Auftragsaufgabe sind in der
 "Wahrspruch" keine mehr als 100 Mann

gewirft worden, mit denen ich mich
 einige Tage zusammen gewöhnt habe.

Leysen können mich nicht,
 welche in die Uebersetzung geflohen waren
 zurück, das müßten sie mich nicht
 wieder tragen, bis sie vor dem Polen
 mich nicht zwischen Welt fliegen oder von
 diesen mit der Gränze vertrieben
 müßten.

P. W.

Institut für Zeitgeschichte

ZS/A-2 / 10 - 116

Sch

Schicksale

wenige von ungezählten sollen zu den Herzen der Menschen sprechen und der Welt erzählen, was in Ostdeutschlands geschah.

Es war im Januar 1945.

Bei klirrendem Frost, auf vereisten Strassen, bewegte sich eine schier endlos scheinende Reihe von verdeckten und unverdeckten Wagen nur langsam vorwärts. Wenn ein Pferd ausgleitet und stürzt, dann hält der ganze rückwärtige Zug, bis das Pferd wieder auf den Beinen steht. Es wird der Befehl herausgegeben, dass alles schwere, den Wagen zu sehr belastende Gepäck weg müsste, damit die Pferde entlastet würden. Mit stumpfer Gleichgültigkeit klettern Männer und Frauen von den Wagen und zerren Kisten und volle Säcke von den Wagen, um sie in den Strassengraben zu werfen. Hat man in wenigen Stunden sein Bein und all sein Hab und Gut verloren, dann kommt es auf diese Sachen auch nicht mehr an, denn jetzt fährt man um sein Leben. Nicht gleichgültig sind die Gesichter der Frauen, die von den Wagen steigen und ihre toten, meist erfrorenen Kinder in Arme halten. Tränenüberströmt drückt die Mutter noch einen letzten Kuss auf das bleiche Gesichtchen mit dem halb offenen Mündchen, das noch vor wenigen Tagen so muster geplaudert und gelacht hat, legt ihr Kind in einen verlassenen Garten, pflückt einige Tannenzweige ab und legt sie über das liebe Gesichtchen, das sie noch einmal streichelt. Ein stilles Gebet und die Bitte zu Gott, dass gute Menschen den kleinen Liebling begraben mögen. Dann wieder hinauf auf den Wagen.

„Ist das nicht Frau X, die mit dem Kutscher ihren toten Vater hinter den Zaun trägt? Man ist der alte Herr doch seinem Herzleiden erlegen“, spricht der Mann zu seiner Frau, und beide blicken teilnehmend auf ihre Nachbarin. Ihre Gedanken schweifen zurück zu all den Menschen ihrer Nachbarschaft, die mit der Flucht gesögert haben und nun verloren sind. Warum nur haben führende Männer immer wieder beteuert, dass keine Gefahr vorliege? Die Gedanken gehen weiter zu den toten Söhnen, die fern der Heimat in fremder Erde ruhen; und als ob einer des anderen Gedanken erraten hätte, sagt die Frau: „Gott sei Dank, dass unser Mädel mit Mann und Kind in Sicherheit sind.“

Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Voller Unruhe hält der Mann Umschau. "Wir müssen bald den Fluss erreichen und hinüber fahren, sonst sind wir verloren." Und er schwingt die Peitsche, aber das Pferd kann ja nicht schneller laufen, denn vor ihm ist ein Wagen. Weiter geht es Stunde um Stunde, und dann fängt die Stadt an, die am ersehnten Fluss liegt, und der Mann sieht hoffnungsvoller drein. Doch dann lauscht er. Surrende Geräusche werden lauter und lauter und schon sieht man drei Flugzeuge. Es dauert nicht lange, dann knattern die Maschinengewehre den Zug entlang. Eine furchtbare Panik entsteht. Verwundete, angsterfüllte Menschen schreien, getroffene Pferde stürzen, Wagen fahren in einander. "Komm schnell in Deckung", und als ob das Wort des Mannes ein Signal gewesen wäre, stürzt alles in wilder Hast von den Wagen und in die Häuser. Im Augenblick ist ein Raum gefüllt und angstvoll blicken sich die Menschen an. Zum Geknatter der Maschinengewehre hat sich ein neues Geräusch gesellt. Panzer, viele Panzer rollen heran, und jeder weist, dass das Verhängnis naht. Es dauert nicht lange, da wird es draussen immer unruhiger, und das Schiessen und Schreien kommt näher und näher. Und um die Angst der Menschen noch zu steigern, hört man plötzlich aus dem Nachbarhause das kreischende Schreien einer Altweiberstimme, und ein vor Entsetzen fast wahnsinniger Greis stürzt in den Raum und flieht: "Rettet meine Frau! Ein Soldat hat sie in seiner Gewalt und tut ihr was an, der Siebzigjährigen!" Dann stürzt er wieder von Angst gehetzt hinaus. Die Männer ballen die Fäuste, die Frauen und Mädchen weinen und ziehen die Tücher vor die Gesichter als ob sie sich schützen wollten. Da ergreift der Mann die Hand seiner Frau, und beide stürzen in den Nebenraum und suchen einen zweiten Ausgang ins Freie, um sich vielleicht doch noch zu retten. Sie hören schon im Hause das Stampfen und Schimpfen des hereinstürmenden Feindes, das verzweifelte Schreien der Frauen und Mädchen. Und sie eilen aus einem Raum in den anderen, und wenn die Tür nicht nachgibt, dann tritt der Mann sie ein. "Vielleicht ist diese Tür dort unsere Rettung", sagt der Mann und öffnet sie. Aber da sind sie in der Mausefalle. Eine zweite Tür gibt es nicht mehr. Verzweifelt sinken Mann und Frau auf die Stühle. "Alles verloren. Was jetzt kommt, kann ich nicht ertragen", denkt der Mann. Und seine Hand greift unwillkürlich in seine Tasche und umklammert den Revolver. "Erst sie, dann ich, erst sie, dann ich", hämmert es in seinem Gehirn, und die Frau, als ob sie seine Gedanken errät, spricht: "Erst mich, dann Dich". Und er sieht sie voller Liebe an, legt den Revolver an ihre Schläfe und drückt ab. Aber kein Schuss erfolgt,

der Revolver hat versagt. Die Tür wird aufgerissen und Soldaten stürzen herein. "Eh, Du Schwein hast Revolver!" Und sie serren, stoosen und schlagen den Mann aus dem Raum. Am nächsten Morgen wird er mit vielen anderen erschossen. Die Kinder werden den Müttern entrissen und gehen einem ungewissen, schrecklichen Schicksal entgegen. Die Frauen werden den Polen zur Arbeit übergeben. Und die Frau, die einem ganzen Gut vorstand, muss arbeiten wie die geringste Magd von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Und wenn sie sich aufrichtet um ihre müden, von der ungewohnten Arbeit, / steifen Glieder einen Augenblick zu erholen, gibt es Schläge und Puffe. Abends sinkt sie totmüde und hungrig auf ihr Strohlager, und wenn die anderen Frauen noch viel zu reden haben, zieht sie sich die Decke über den Kopf und sieht und hört nichts mehr. Ihre Gedanken eilen in die Vergangenheit, in die alte, so heiss geliebte Heimat. Sie sieht sich als Kind, als junges Mädchen auf dem Gute ihrer Eltern. Sie sieht sich als glückliche Braut und Mutter ihrer Kinder. Und sie weint sich in den Schlaf. - Wenn sie einmal ausnahmsweise einen freien Tag hat, wandert sie viele Kilometer zum Grabe ihres Mannes und schmückt es mit Weidenkätzchen oder mit ~~Sampson~~ Blumen. Sie tut es im ersten, im zweiten und auch noch im dritten Jahr. Aber einmal wird sie das Grab zum letzten Mal schmücken, denn wenn der letzte deutsche Mensch dieses Land verlassen muss, wird auch sie zu ihren Lieben können. Und diese Hoffnung erhält sie am Leben. Sie trägt den Kopf hoch und verzagt nicht.

II

Vaters Augen ruhen mit unendlicher Liebe auf Mutter und mir. "Gott verzeih mir die Sünde. Es muss geschehen. Lebend dürfen wir, besonders ihr Frauen, nicht in die Hände der Feinde fallen." Ein kleiner stechender Schmerz am Handgelenk, und dann entrinnt mit dem tropfenden Blut langsam unser Leben. Schon mit blassen Lippen sprechen wir Drei das Veterunser, und dann wird es Nacht, schwarze Nacht. Wir hören nicht mehr, wie die Feinde hereinstürzen. Sie prallen zurück, denn der Anblick, der sich ihnen bietet, wird wohl auch diese harten Menschen erschüttert haben. "Schnell, Kamerad, der Arzt muss kommen, er muss retten, was noch zu retten ist." Und der Arzt bringt uns wieder ins Leben zurück. Der junge Offizier ist ein guter Mensch, und er wird uns zum Beschützer. Wenn die Soldaten mir Gewalt antun wollen, dann sagen die anderen: "Lass sie laufen, Kamerad, sie gehört unserem Offizier".

Vater wurde, wie alle Männer bis 70 Jahren, zum Erschiessen abgeholt. Der kurze Abschied war herzzerreissend. Hätte man uns doch zusammen sterben lassen ! Ein Stück Wegs war Vater getrieben worden. Da geht unser Beschützer zufällig vorbei. "Dieser Mann gehört mir. Lasst ihn laufen ! So wurde der Offizier zum zweiten Mal Vaters Retter. Gott segne ihn dafür !

III

Das Schicksal hat entschieden. Das grosse Krankenhaus kann nicht mehr evakuiert werden. Wer fort will, soll es auf eigene Verantwortung versuchen. Unsicher und angetvöll sehen sich die Schwestern an. Draussen hört man das ununterbrochene Stampfen der abziehenden Soldaten und das Rollen vieler, vieler Räder. Sehnsüchtig blicken die Schwestern durch's Fenster und wissen nicht - was tun. Da fällt Schwester Kittys Blick auf die Kranken, deren Augen angsterfüllt auf sie gerichtet sind und zu fragen scheinen : "Was wird aus uns Krüppeln, wenn Ihr uns verlasst ?" Und die zarte, junge Schwester strafft ihren Körper und sagt : "Ich bleibe, ich verlasse unsere Kranken nicht." Und wie eine Erlösung wirkt dieses Wort auf alle, und sie gehen ernst aber entschlossen an ihre gewohnte Arbeit.

Auf den Strassen wird es allmählich stiller, aber lauter und heftiger dröhnt das Donnern der Kanonen, das Heulen der Granaten. Nur noch wenige Stunden, und die Stadt ist verloren. Schwester Kitty faltet die Hände und zwingt sich zur Ruhe. Sie denkt an ihre Eltern, die auch Opfer dieses furchtbaren Krieges wurden. Als die Feinde die Stadt besetzten, musste das Altersheim geräumt werden. Mutter half den Alten in liebevoller Weise und wurde dabei die Zielscheibe eines betrunkenen Offiziers, der spielerisch seinen Revolver auf sie abrückte. Und als Vater ihr zur Hilfe eilte, wurde auch er das Opfer des Betrunkenen.

Jäh wird Schwester Kitty aus ihren trüben Gedanken gerissen. Sind das Menschen, sind das Tiere, die mit Gebrüll ins Krankenhaus stürzen, alles zertrümmern, was in erreichbarer Nähe ist ? Die wilde Horde dringt in den Saal, stürzt sich auf die Schwestern, auf die alten, auf die jungen, reißt ihnen die Kleider vom Leibe - - -. Schwester Kitty wird es schwarz vor den Augen. - - -

Wochen vergehen. Es ist wieder still im Krankenhaus. In freier Sprache werden Befehle erteilt. Schwester Kitty bricht fast unter der Last der Arbeit zusammen, denn nur wenige Schwestern sind arbeitsfähig, sie sind angesteckt von furchtbarer Krankheit. Schwester Kittys einst so helles Gesicht ist düster geworden. Ihr Mund, der so gerne lächelte, ist ernst und verschlossen. Traurig blickt sie an sich hinunter, sieht auf ihre Füße, die mit Lappen unwickelt sind, sieht auf ihr Kleid, das aus Säcken zusammengestellt ist. Nichts besitzt sie mehr. Alles wurde ihr in jenen Tagen des Schreckens geraubt. Sie presst die Hände vor's Gesicht und unaufhaltsam fließen die Tränen. "Alles, alles würde ich ertragen", denkt sie, "wenn es nur einen Weg hinüber gäbe in jene andere Welt - jenseits des eisernen Vorhanges."

IV

Gedankenvoll steht die Mutter an den Betten ihrer Kinder und sieht voller Liebe auf sie. Auch der Vater, der schon so manches Jahr in Feindesland ruht, hätte seine Freude an den Kindern, die im Geiste der alten, fernem Heimat heranwachsen. Und ein Gefühl der Dankbarkeit überkommt die Frau, trotz der Armut ihres Flüchtlingsdaseins. Und dann geht sie in ihre Kammer und bleibt noch einmal vor einem Kinderbettchen stehen, und ihr eben noch helles Gesicht wird ernst.

Da liegt es, das kleine blonde Mädchen und schläft ahnungslos seinen Kinderschlaf. Und die Mutter fragt sich, wie es möglich sei, dass sie auch dieses Kind lieben könne, wo doch die furchtbarste Erinnerung ihres Lebens mit dem Kinde verknüpft ist. Sie presst die Hände vor's Gesicht und das Entsetzen schüttelt sie, wenn sie an das Vergangene zurückdenkt. Damals hatte sie nur den einen Gedanken: "Ins Wasser, ins Wasser, um diese Schmach für ewig abzuwaschen," und dann gedachte sie ihrer vaterlosen Kinder und lebte weiter. Und als sie dann wusste, dass Leben in ihr sei, da wollte sie sich des Lebens entledigen. "Du sollst nicht töten", sprach die Stimme des Gewissens, und immer wieder: "Du sollst nicht töten!" Und die Mutter streicht dem schlafenden Kinde über das Köpfchen und

deckt es sorgsam zu.

"Gott wird es nicht zulassen, dass Du ein schlechter Mensch wirst, Du kleines, blondes Mädchen", denkt die Mutter und ihr Gesicht erhellt sich wieder.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

ZS/A-2 / 10 - 124

Rep. Aus
Sklavien

bei der

0/9/68

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

VI. Bericht über die Lage in Schlesien
am 1. 11. 45

Bericht über die Lage in Schlesien.

Die Gesamtlage in der Provinz Schlesien ist gekennzeichnet durch das Kriegsgeschehen von 1945. Der Ansturm des russischen Heeres im Januar führte zumal in dem Gebiete rechts der Oder weithin zu einer Menschenleere. Die Bevölkerung flüchtete in Trecks in die Gegend am Sudetengebirge und über die Grenzen Schlesiens hinaus. In dem belagerten Breslau blieben etwa 250 000 statt 750 000 Einwohnern. Im Mai und Juni kehrten viele Trecks ganz oder teilweise, wie viele Einzelne zurück, sodass heute noch etwa 2 Millionen deutsche Menschen in Schlesien sein dürften. Inzwischen ist seit Juni des Jahres ständig polnische Bevölkerung aus den Innern Polens wie aus den polnischen Ostgebieten, die z.T. an Russland fielen, eingeströmt, sodass heute wohl ebensoviel polnische wie deutsche Bevölkerung in Schlesien vorhanden sein mag.

Seit Juni des Jahres steht das von der russischen Armee militärisch besetzte Gebiet unter polnischer Verwaltung wie die übrigen Gebiete östlich der Linie die von der Mündung der Oder die Oder aufwärts und die Lausitzer Heisse aufwärts bis zur tschechoslowakischen Grenze geht. Im Juni bestand die Hoffnung es werde durch Zusammenarbeit der deutschen Bevölkerung mit den Besatzungsbehörden zu einem Aufbau des wirtschaftlichen Lebens kommen. Statt dessen wurde die Ernte im Sommer 1945 grösstenteils von der russischen Armee abtransportiert, die landwirtschaftlichen Geräte sind weithin nicht mehr vorhanden, das Vieh ist grösstenteils abtransportiert, die Landwirtschaft befindet sich ganz überwiegend in polnischen Händen. Eine katastrophale Hungersnot ist infolgedessen über weite Gebiete Schlesiens hereingebrochen, die insbesondere Breslau, andere Städte und besonders das Gebiet erfasst hat, das als Kriegsgebiet in Mittelschlesien noch immer unbebaut und schon zur Steppe geworden ist. Anders steht es nur in einigen wenigen Landkreisen, in denen sich der Betrieb der Landwirtschaft einigermaßen gehalten hat.

Auch die Hoffnung auf eine geregelte Lebensmittelversorgung durch die Besatzungsbehörden hat sich nicht erfüllt. Weite Gebiete Schlesiens leben seit dem Mai 1945 ohne jede Lebensmittelzuteilung. Lebensmittelkarten kennt

II 17 - 126

man nur in einzelnen Kreisen wie Weldenburg und Hirschberg, also in den dichtbevölkerten Kreisen an den Sudeten. In Breslau betrug die Zuteilung für im städtischen Dienste Arbeitenden im August für 10 Tage: 1000 gr. Brot 160 gr. Mehl, 160 gr. Graupe, 7 gr. Salz. Eine Zuteilung von Butter, Fett oder Fleisch fehlt in Breslau seit Anfang Juli des Jahres völlig. Die im Dienste der Stadt arbeitenden Strassenkolonnen erhalten keine andere Verpflegung als für 10 Tage ein kg. Brot. Kartoffeln gibt es nur noch alte, vorjährige, die zur grösseren Hälfte faulig sind, Neue Kartoffeln, Butter oder Fett sind nur auf Zloty = Währung zu haben. Die deutsche Bevölkerung aber hat keine Zloty, sondern nur deutsches Geld, das in keinem Geschäft angenommen wird, denn diese sind alle in polnischer Hand. So existiert ein sog. "schwarzer Markt" an dem ein Bruchteil der deutschen Bevölkerung seine letzte Habe verkauft oder tauscht, um nicht Hungers zu sterben. Doch die breite Masse der Bevölkerung hat nichts mehr anzubieten. Sie ist durch Bombenschäden, Hausbrand und Ausplünderung völlig arm geworden.

Die Folgen der Hungersnot sind nicht abzusehen. Der Gesundheitszustand ist allerorten schlecht. In ganzen Orten, ja Kreisen wütet der Typhus, ja sogar die Genickstarre. Aerzte und Medikamente fehlen. Den Aerzten, die noch vorhanden, ist es verboten, anders als gegen Zlotys zu behandeln, den Apothekern, Medikamente anders als auf Zlotys auszugeben. Ganze Kreise sind ohne ärztliche Hilfe, so der Kreis Brieg und Kreis Trebnitz. Die Sterblichkeit ist auf diesem Grunde ungeheuer gestiegen. In Breslau starben von der städtischen Bevölkerung nach den Zahlen der städtischen Friedhofsämter im Juni 104, im Juli 1066, im August 1314. Auf einem der 6 Breslauer Kirchhöfe, St. Marien, St. von St. Maria Magdalena, wurden im Juni 91, im Juli 1066, im August 1314 242 beerdigt. Die Kindersterblichkeit ist katastrophal. Die Kinder bis zu 2 Jahren sterben nach dem Zeugnis der Kinderärzte fast restlos dahin unter dem erheblichen Mangel an Milch. Die Kinder bis zu 6 Jahren an verschiedenen Krankheiten. Die Alten siecken unter Hunger zu Tode, denn sie erhalten keine Lebensmittelzuteilung, die polnischerseits nur an Arbeitende ausgegeben wird.

Alle Versuche der Kirchen beider Konfessionen, der evangelischen, wie der katholischen, haben zu keinem wesentlichen Ergebnis geführt. Wohl hat die polnische Stadtverwaltung von Breslau den kirchlichen Mitarbeitern die geringen Sätze der städtischen Arbeit bewilligt und gibt Verpflegung an die konfessionellen Krankenhäuser, aber schon die Altersheime und ebenso die Kindergärten leiden Mangel. Die polnischen Verwaltungsstellen erklären: die Vorräte reichen nur für die polnischen und diejenige deutsche Bevölkerung, die im polnischen Dienst arbeitet. Wohl seien in Polen Lebensmittel vorhanden, aber es fehle an Transportmitteln. Die russische Militärbesatzung erklärt, für diese Frage sei allein die polnische Verwaltung zuständig, obwohl der grösste Teil der Ernte durch sie abtransportiert ist. Eine Bestellung für die Zukunft ist wenig oder gar nicht erfolgt. Eine Hilfe aus dem übrigen Reich deutscherseits ist nicht zu erwarten, würde auch von den Polen nicht geduldet werden. Wo ist die einzige Hoffnung Hilfe von der sog. Ostwa, die den Ländern, die durch den Nationalsozialismus in Hungersnot geraten sind, helfen soll. Aber dann fragt man sich, ob die deutsche Bevölkerung seitens der polnischen Behörden bedacht werden wird. Kommt nicht bald Hilfe an Lebensmitteln, also noch im November oder Dezember 1945, dann stirbt ein grosser Teil der Bevölkerung. Furchtbare Nöte über die deutsche Bevölkerung sind in Oberschlesien gekommen. In einer Reihe von Orten sind fast alle Deutschen, Männer, Frauen und Kinder in polnische Lager gebracht, wo sie bei unzureichender Ernährung dahinstarben. Das ist in den Kreisen Gleiwitz, insbesondere in Beuthen, Fredzburg und Weisse, z.B. u. Grottkau geschehen. Eine Annahme der polnischen Staatsangehörigkeit oder ein Antrag darauf hilft auch nichts. Einzelne Pfarrer können noch an diesen Lagern arbeiten, es sind aber bereits alle deutschen Pfarrer aus dem früher polnischen Oberschlesien ausgewiesen und werden jetzt auch schon einzelne aus dem deutschen Oberschlesien ausgewiesen. Die deutsche Bevölkerung in Oberschlesien steht unter grossem politischen Druck. Verhaftungen lediglich um des Deutschtums z.B. der deutschen Sprache willen sind keine Seltenheit. Konzentrationslager be-

stehen mehrfach mit den bekannten entsetzlichen Methoden.

Aber auch in dem grossen Gebiet des übrigen Schlesiens, westlich der Glatzer Neisse bis zur Lausitzer Neisse, wo der politische Druck geringer ist, herrscht eine Bedrückung der Bevölkerung. Hier wurden Ende Juni 1945 unzählige Familien in Stadt und Land aus ihren Häusern verjagt, oft unter Gewaltanwendung z.B. Kolbenstössen und Peitschenhieben. Tage lang wurden sie von polnischer Miliz weiter getrieben, mehrfach über die Lausitzer Neisse, sodass eine Rückkehr für diese nicht mehr möglich war. In anderen Gegenden fanden die Rückkehrer ihre Gehöfte und Wohnungen geplündert, verunreinigt und vieles zerstört. Diese Methode der gewaltsamen und plötzlichen Vertreibung oder Verdrängung wird auch in den Städten, selbst in Breslau, angewendet. Ganze Strassenzüge werden so in kürzester Frist zwangweise evakuiert, wobei die Bewohner nicht nur ihre Wohnungen, sondern alle Möbel, Betten, oft auch Kleider und Lebensmittel, verlieren, und obdachlos werden. Selbst vor Anstalten christlicher Liebesarbeit wie dem Marthastift in Breslau hat man keinen Halt gemacht und es gewaltsam geräumt. Es herrscht eine derartige Unsicherheit, dass niemand mehr sicher ist, seine Wohnung und sein letztes Hab und Gut zu verlieren und das nach dem Waffenstillstand, wo doch Friede sein sollte.

Viele bewegt die Frage der Aussiedelung, zumal viele den Aufenthalt in Schlesien als hoffnungslos aufgeben. Während die internationalisierte Kommission noch keine Aufnahmegebiete für Schlesien bestimmt und die Aussiedlung noch nicht geregelt hat, geschieht fortwährend eine freiwillige Aussiedlung durch die, die Schlesien auf eigenen Entschluss hin verlassen. Die polnischen Behörden stellen dafür Ausweise aus "begibt sich nach Deutschland zum ständigen Aufenthalt." Die Not aber ist, dass diese, die Schlesien verlassen, grossenteils ihrer Habe an den Grenzposten beraubt und in anderen Gebieten nicht aufgenommen werden. So bleibt die Mehrzahl der deutschen Bevölkerung trotz der grossen Nöte. Alte und Kranke, da anderswo eine Pflege finden könnten, müssen in Schlesien leiden oder sterben, da bei keiner Seite, auch nicht beim polnischen Roten Kreuz, eine Transport-

möglichkeit besteht. Leute, die kein Einkommen haben, sollen möglichst Mieten, Strom und Wasser in polnischer Währung entrichten. So ist alles dazu angetan der deutschen Bevölkerung Leiden und Nöte zu vergrößern. Weicht die deutsche Bevölkerung, so wird die Möglichkeit, dass Schlesien teilweise deutsch bleibt zunichte. Trotzdem siedelt fortwährend deutsche Bevölkerung aus dem sterbenden Land, in dem die Leiden der Bevölkerung ein für tausende unerträgliches Mass erreicht haben. Ist noch christliche Liebe in den Völkern Europa lebendig, so ruft hier die unsagbare Not über die Grenzen hinweg nach der Hilfe, die nur aus solcher Liebe und dem Geist des Friedens erwachsen kann. Es wird die vordringlichste Aufgabe aller sein, die angesichts dieser unsagbaren Not eine Verantwortung vor Gott und Menschen tragen, den Hilferuf von dem leidenden und sterbenden Schlesien solange weiterzugeben, bis er bei den machthabenden Stellen Gehör findet, und unserm so geplagten Lande die Hilfe erscheint, zu der nur Gott durch den Geist Christi Menschenherzen willig machen kann. Es sei zuletzt an das Wort Bodelschwings erinnert: "Nicht so langsam, sie sterben darüber!"

2 H. v. d. ersten Gesamtdruckungen
 & ~~bestimmter~~ ~~bestimmter~~, ~~zuletzt~~

Druckung gefällig, besterartige Druckung (nicht Kroschens
 wie die spätere Druckung ist) (nicht Kroschens
 wie die spätere Druckung ist), aber doch
 als für den gut zu verwenden, auch für weitere Markblätter,
 auch auf für bringen aus Kroschens

6 3/4

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Auszug aus den Briefen einer 75 jährigen Breslauerin, die mit ihren beiden älteren Schwestern, von denen die 80 jährige noch an den Folgen eines Oberschenkelbruches litt, im Januar 1945 aus Schlesien floh.

..... als nun die Aufregung des nächtlichen Aufbruchs nach Strehlen (Jan. 45) dazukam, ging meine Sorge fuer beide Schwestern (80 und 75 jaehrig) an, sie waren diesen Anstrengungen nicht gewachsen, gerieten wir doch schon unterwegs in das Gedraenge der Fluechtilingszuege und kamen in Strehlen an, ohne eine Unterkunft, die uebrigens telefonisch bestellt sein sollte, zu finden. Nun ging es von Haus zu Haus, bis sich eine von Fluechtlings ge-raeumte Wohnung fand, in der wir 14 Tage selbst wirtschafteten. Nach dieser kurzen Spanne Zeit kam ein Geschwader von Bordflugzeugen und brannte die halbe Stadt nieder, waehrend wir durch die Kreisleitung im Auto nach Hirschberg transportiert wurden. Dort 14 Tage im Feierabendhause, wo schon der Appetit bei meinen armen beiden Patienten nachliess und elende Naechte das uebrige taten, und wieder hiess es aufbrechen, wohin wusste niemand.

Die arme Schwester Paula wurde in einem Krankenfahrstuhl bei rauhem, sturmischen Wetter nach dem Rathausplatz gefahren, von dem aus die Treck-fahrt um 3 Uhr beginnen sollte, stattdessen kam das ungeschuetzte, gaenzlich ungeschuetzte Auto eine Stunde spaeter und nun begann erst die schlimmste Fahrt durch Paula's schmerzenden Schenkelhalbruch und Elisabeth's immer staerker anschwellende Fuesse. In Reichenberg/Süd. wurden wir an einem Lager (Schule) Saal mit 200 Menschen abgesetzt, und nun war unser Schicksal entschieden. Wir waren im Protektorat! und die Hauptsorge waren meine Kranken! Schwester Paula fieberte leicht und hastete in der Nacht und ich bestand darauf, dass man uns in einem Krankenhaus unterbrachte, erreichte aber nur, dass wir nach einem anderen Lager kamen, wo ein jedes Klassen-zimmer als Krankenzimmer notduerftig hergerichtet war. Das waren Stunden, die ich niemals vergessen werde. Dies elende Lager in einer Feldbettstelle mit 2 rauhen, entsetzlich unsauberen Decken, ein ungeheures Zimmer und die Sorge, die entsetzliche Sorge! Dazu das Essen schon fast ungeniessbar, sodass Schwester Paula schon die Nahrung verweigerte, Elisabeth trank wenigstens ein Glas Milch, das ich mit Muhe erbat, und dann kamen die furcht-baren Naechte, in denen ich allein aefing klar zu sehen. Ich sass auf dem Bettrand unserer Kranken die Nacht ueber und musste nun die Fortschritte mit ansehen, die die Krankheit machte, hoerte jauch am Atem, dass es Lun-genentzuendung war. Ein Arzt war natuerlich nicht zur Stelle, nur eine Leinenschwester, die sich bald wieder zurueckzog. Gesprochen hat die liebe Kranke nur wenige Worte: "Elise mit mir wird nicht mehr, und als der Arzt endlich am andern Tage kam, erklarte er mir: "Nichts zu machen, doppel-seitige Lungenentzuendung. Ich sagte Elisabeth nichts, sah ich doch, dass sie fast voellig teilnahmslos dalag und selbst schwerkrank war. Ja und doch musste ich den Kopf oben behalten und durfte beide nichts von der ei-genen Stimmung und nahezu Verzweiflung nichts merken lassen.

Gegen Morgen wurde Schw. Paula bis auf leises Rascheln ruhiger, der Puls wurde immer schwaecher, und als die letzten Anzeichen des nahen Todes ein-traten, ging ich zu Elisabeth's Bett und sagte ihr, dass es zu Ende ginge. Auch da kein Sch. erzensausbruch. Und als ich ihr sagte: Nun muessen wir beide doppelt fest zueinander halten, meinte sie: "ich verspreche Dir auch noch ein schoene Reise spaeter mit Dir zu machen. Du hast so viel fuer mich getan."

Und nun kamen fuer mich erst all die bitteren Gaenge zum Oberbuergerraeister in Geldan gelegenheiten, Bestattungsanstalt und dergl. Und das war furchtbar, denn man erlaubte nicht, dass eine Beerdigung statftaende, es waere nur Verbrennung moeglich. Also nicht mal ein Grab sollte man noch besuchen duerfen. Ein Wagen zum Krematorium wurde nicht bewilligt, ebenso keine Feuer, da ja nur ich als Angehoerige dabei anwesend gewesen waere, also blieb mir nichts uebrig als unsere geliebte Tote allein den letzten Weg zurecklegen zu lassen u. bei Elisabeth zu bleiben.

Nun kamen die Gedanken an die Zukunft. Was soll mit uns beiden werden? Von Reichenberg macsten wir fort, da kein Platz in einem Krankenhaus zu bekommen war, und so telefonierte ich an meinen Neffen, der in Karlsbad war, dass wir dorthin kommen wuerden.

551 Die Reise wurde, wie man mir bei der Verwaltung sagte, nur 5 Stunden, mit direktem Anschluss ohne Umsteigen möglich sein. Am nächsten Sonnabend früh 9 Uhr brachte ein Sanitaeter Elisabeth und mich nach dem Bahnhof, zur Stärkung der Kräfte bekam ich trocknes Brot mit. Wann wir ankommen würden, wusste kein Mensch, denn der Zug hielt halbe Stunden lang auf freier Felde wegen Luftangriffen. Einen halben Platz hatte ich nur für Elisabeth, keine Stütze für die armen kranken Füesse, ich selbst hielt sie, so gut es ging, in den Armen, damit sie nicht von der Bank herunterglitt. In dem Glauben, dass wir Nachmittag ankommen würden, ertrugen wir die Strapazen, aber es sollte noch anders kommen. Wir kamen am anderen Morgen um 5 in Teplitz an u. mussten dort umsteigen, Gott sei Dank, mit Hilfe einer Krankenschwester, eine Stunde später Karlsbad. Hier eine Stunde Nachtruhe auf einem Feldbett, dann in ein Lager am Bahnhof, wo wir vor mittags auf meine Bitte hin dem Arzt sprechen konnten. Er sah sich Elisabeth nur kopfschüttelnd an u. mir warf er einen Blick zu, der mir sofort alles sagte: keine Hilfe mehr! Die Kranke merkte nichts davon, hörte auch unsere Besprechung wegen eines Transportes nicht zu und so blieb mir die letzte Entscheidung. Ich bat um einen Platz im besten Krankenhaus und erreichte es, dass meine Kranke in dem früheren internationalen Hotel Popp vorzueglich untergebracht wurde, und sich seit Wochen zum ersten Male bequemlich in einem wunderbaren Bett ausstrecken konnte. Der dortige Arzt machte mir die Hoffnung, dass sie nach 3 Wochen als gesund entlassen werden würde.

Ich fuhr nun ziemlich beruhigt nach Schläckenwerth, wo mein Weife ein nettes Zimmer gemietet hatte u. richtete almächtig alles so freundlich wie möglich für die Ankunft Elisabeth's her - da kam ein telefonischer Anruf: "Kommen Sie her, die Kranke ist schwächer geworden", nach ein paar Minuten erneuter Anruf: "Ihre Schwester gestern Abend 7, also Sonntag den 8.4. sanft entschlafen. Was dann kam, müssen Sie sich selbst ausmalen, ich war am Ende meiner Kraft und damit fing nun mein eigentlicher Leidensweg an, der bis heute dauert.

Das Leiden meiner Schwester habe ich uebernommen: Wassersucht infolge von Hungeroedemen und Sklerose mit grosser Herzschwäche und starker Bewegungsunfähigkeit. Sollten Sie meine persönlichen Erlebnisse noch interessieren, so will ich versuchen sie mal niederzuschreiben. Was in mir vorgeht hat bis heute noch niemand ausführlich erfahren.

Fortsetzung in einem spaeteren Brief.

Ich setze nun meinen Bericht fort. Am 13.4. fluchtartiger Aufbruch aus Karlsbad bei Nacht auf Marschbefehl hin, der telefonisch gekommen war. Ich allein nach Schläckenwerth zurueck. Bis August blieb ich dort, dann kam die Evakuierung nach Sachsen - Ziel Dresden. Wir waren etwa 15 Personen, die auf einem Leichterwagen bis an die Grenze befoerdert wurden, an einem wunderbaren Morgen durch herrliche Waelder, dies sollte der erste und letzte schoene Eindruck fuer eine beispiellos harte Zeit sein und bleiben.

An der Grenze nahm man mir meine Koffer ab, warf alles Inhalt auf die Landstrasse und suchte sich das Beste aus. Als ich sie wieder geschlossen hatte, kam ein anderer Posten und zwang mich noch mal zu oeffnen und nahm ein gut Teil des uebrigen Inhaltes um ihn in die eigenen Taschen zu stecken. Jetzt nahm mich ein Dritter mit in ein Dienstzimmer und hier hiess es auskleiden und alles hergeben, was ich so machsam verborgen und eingenaecht hatte alle Uhren, allen Schmuck, vor allem die Ringe meiner Schwester Elisabeth, die ich in einem ledernen Beutel umgehaengt hatte. Darin war auch alles Bargeld=1000 Mark und weiteres im Mantelfutter eingenaecht. Er gab mir grossmuetig 5 Mark zurueck und meinte, das sei fuer eine Person genug zum Leben.

Nachdem wir die Grenze ueberschritten hatten, brach ich buchstäblich unter der Last meines Rucksackes zusammen und konnte nur mit Hilfe einer menschenfreundlichen Dame von einem Fuhrman in den Wagen mitgenommen werden, der mich in ein Militaerlazarett brachte, wo man uebernachten konnte. Den Rucksack liess ich auf Rat des Wirts, der Treppe wegen, die ich ohne ihn kaum gehen konnte, im abgeschlossenen Gastzimmer. Am anderen Morgen war er verschwunden und mit ihm mein letztes Gepaeckstueck bis auf ein ganz kleines Stadtkoefferchen, das ich jetzt noch besitze. Alles uebrige steht noch in Schläckenwerth unter russischer Obhut?? ----

Von Oberwiesental sollte nun die Reise weitergehen, das geschah auch nur dass wir statt nach Dresden nach Chemnitz verladen wurden und hier kein Unterkommen fanden. Nach langem Suchen kamen wir in einer ausgebombten Schule unter, wo es weder Sitz- noch Liegelegenheit gab. Da es Ueberfluss an Ungeziefer gab, bot man mir als der Hilfsbeduerftigsten eine Wandtafel an, die ueber ein Schulpult gelegt wurde. Mein kleiner Koffer bildete das Kopfkissen; im uebrigen lag ich ohne Decke oder weiche Unterlage auf der harten Wandtafel und fror und hungerte, ich glaube auch ein paar Traenen sind auch geflossen, aber man sagt ja, die erleichtern den Schmerz.

Am anderen Morgen hiess es antreten, um eine Tasse schwarzen Kaffee an einem Fenster im Schulhofe zu erstehen. Ja, da fehlte mir ein Gefaess, denn es gab keins. Man sagte, hier wird alles gestohlen. Fuer Geld gab es nichts, denn um uns herum gab es nur Truesmerstasiten, statt Laeden, also hiess es in einem Privathause betteln. Ich hatte Glueck. Ein Herr oeffnete mir die Tuer und suchte auf meine Bitte hin ein Gefaess und zwar eine alte leere Konservenvuechse, die ich tatsaechlich wochenlang als Kss- und Trinkgefass benutzte. Ein bisschen Ueberwindung kostete es, aber was tat es, wir waren ja Bettelvolk geworden.

Meine letzten 80 Mark hatte mir einer der Fluechtlinge, der mein Bettelbar im Lager geworden war, waehrend der Nacht gestohlen. Dieser wie jeder andre Verlust liess mich voellig ruhig, fuer mich gab es nach dem Verlust meiner Schwestern nichts mehr, was mich schmerzen konnte, ich war voellig empfindungsunfaehig geworden.

Als Mittagessen bekamen wir eine duenne Suppe mit Kuebenschitzeln ohne Kartoffeln, als Abendbrot Kaffee zuerst noch mit 2 Brotscheiben, spaeter ohne Brot. Das war fuer die, die keine Beziehungen oder Beihilfe hatten, schlimm, denn nun meldeten sich die Folgen des Hungerns, naemlich der Kraefteverfall.

Im August 46 kam ich auf Vorschlag der Aerstin ins Krankenzimmer, um meine Beven ausruhen zu koennen, was aber nicht den gewünschten Erfolg hatte, denn es wurden dauernd in diesem Zimmer Starbende eingeliefert, denen ich, wenn sie so jaummervoll stoehten, Trost in der Nacht zusprach, ja manchem die Augen zudrueckte. Und doch war diese Zeit noch die befruedigendste, hatte man doch das Gefuehl, dass man noch zu etwas nuetze sei. Wieviel Dank hat man dadurch geerntet!

Eines Tages brachte mir sogar eine Schwester ein Pfund herrliche Kartoffeln mit, die sie mir beim Hauswart kochen liess. Auch ein Kleid verschaffte mir die Aerstin durch eine Patientin. Endlich nach einem Aufenthalt von 4 Monaten erklaerte mir der Arzt, ich wuesse von Chemnitz fort, der Hungertyphus im Lager sei ausgebrochen und ich wuerde, falls ich noch 8 Tage Liebe, eins der ersten Opfer sein. Darauf entschloss ich mich nach Leipzig zu fahren, wo Frau W. mit Tochter und bereit waren mich aufzunehmen. Freilich zur Anmeldung war es zu spaet, so fuhr ich auf gut Glueck mit einer Frau aus dem Lager hin.

Nach einer furchtbaren Fahrt auf einem Gasterwagen kam ich voellig erschoeppt in Leipzig an u. wurde sofort zu einem Arzt gebracht, der mich in ein Krankenhaus transportieren liess; Hier erfuhr ich, dass meine Freundin zu der ich auf dem Wege war sich das Leben genommen hatte und ihre Tochter desgleichen. Unheilbare TB war die Ursache gewesen. Ich war nun am Ende meiner Kraefte und konnte nach einem warmen Bade dem Arzt Rede und Antwort stehen. Am liebsten waere es mir ja gewesen, man haette mich ruhig einschlafen lassen, um nicht mehr aufzuwachen.

Hier im St. Georg Krankenhaus behielt man mich 9 Monate, da ich nach der Hungerperiode Wassersucht und Herzmuskelschwäche bekam und das Bett nicht mehr verlassen konnte. Die Kosten trug die Fuersorge und ein paar gütige Mitpatienten ergaenzten mitunter die mangelhafte Kost. Das Unertraaglichste war die Einsamkeit, die Abgeschlossenheit von all denen, die einen in guten und boesen Tagen zur Seite gestanden hatten.

Endlich fand die Schwiegermutter meines Neffen meine Spur. Sie hat mir treulich geholfen mich mit meinem Schicksal abzufinden. Am 18. Mai bekam ich die Aufforderung zu einer frueheren Schuelerin (Frau Pastor H.) hierher nach R. zu kommen, am 19. halte sie mich persoendlich und hat mich bis heut mit seltener Treue gepflegt. Nun ist auch diese Zeit abgelaufen und da es an Heizung und Ernaehrung fehlt, muss ich mich jetzt nach einem anderen Ort umtun, in dem ich einen Raum finde, wo mich ein nicht ganz ungeheiztes Schlafloechchen erwartet, ich muss die ewigen qualvollen Nervenschmerzen etwas gelindert bekommen.

Wo ich das finden werde, was ich suche, ist noch voellig ungewiss, da die Zonensperre noch besteht, ja, wenn man ein Heim wuesste! Privat komme ich kaum unter, da ich wegen grosser Herzschaewache viel Hilfe brauche. Traurig ist es, dass wir Drei nicht zusammen aus dem Leben scheiden konnten. Gesund kann ich nie mehr werden und die Meinen werde ich nie wiedersehen.

Und nun hoefe ich Ihren Wunsch erfuellt zu haben, fuer heute muss es genug sein, mein Arm versagt voellig. Ich hoefe auch von Ihnen zu hoeren.

Bitte senden Sie mir keine Geldunterstuetzung, denn ich habe eine monatliche Rente von 90 Mark; die genuegt trotz aller Verluste, es blieben mir an der Grenze nur ein Handkoeffloerchen mit Elisabeth's Papiere - auch weiter fuer mich. Aber wenn Sie mir ein paar Lebensmittel, etwa Zucker oder Fett oder sonst etwas Kraeftigendes senden wollten, so wuerden die miesigen Lebensmittel besser zur Ernaehrung genuegen. Die Schwache ist zu gross und ich bin so ganz auf fremde Hilfe angewiesen, die anderweitig so noetig gebraucht wird. Was meinen Anzug anbetrifft, davon schweigen wir lieber. Ich wuerde mir so gern manches schaffen, bekomme aber keinen Bezugschein die ganze Zeit ueber. Seien Sie mir nicht boese ueber meine Offenheit und ~~unvorsichtige~~ die Muehe, die ich Ihnen vielleicht durch eine Besorgung und Rechnungslegung verursache.

R. den 20.5.47.

Da die Verfasserin dieses Briefes nichts von dessen Vervielfaeltigung weiss, wird um vertrauliche Behandlung des Schreibens gebeten.

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Schörner

Besuch Schörners im September 1944 beim finnischen Feldmarschall Mannerheim.

Empfang Schörners durch Mannerheim am Flugzeug. Beide Feldmarschälle in grosser militärischer Armachung. Mannerheim betont kühl und reserviert. Gespräch von Soldat zu Soldat. Eine persönliche Fühlungnahme zwischen beiden war bei der Gegensätzlichkeit der Naturen unmöglich, ^{dies} wurde durch Schörner sofort herausgeföhlt. (Mannerheim Feldmarschall alter Schule, alter russischer Zarist.) Irgendwelche Zusagen, den finnischen Waffenstillstand zu verzögern oder gar die Verhandlungen darüber abubrechen wurden von Mannerheim nicht gegeben. Gemeinsames Essen unter freiem Himmel übliche Trinksprüche mit soldatischem Unterton - insgesamt feierliches Staatsbegräbnis der soldatischen Zusammenarbeit.

Charakterisierung Schörners: Umgeben von einem Stab von Lustbuben, die er herumschickte, um die politische Zuverlässigkeit der Generale und Offiziere zu kontrollieren, und die dann offene Fernschreiben folgenden Wortlauts schickten: "General xx grosser Nachtwächter, empfehle Ablösung, Never Leutnant". General von Saucken nahm derartige Männer fest. Als Schörner ihn daraufhin persönlich aufsuchte war er höflich und überlegen, er könne ja doch solchen Männern keinen Einblick gewähren, wisse ja nicht ob es Spione seien etc. Minderwertigkeitskomplex Schörners gegenüber Saucken. Endeffekt: Saucken schied aus der Heeresgruppe aus und wurde abgelöst.

Versuch Schörners im Juli-August 1944 bei Hitler die Zurück-
Kurland
nahme der Heeresgruppe Mitte durchzusetzen.

Im Juli oder August versuchte Feldmarschall Schörner persönlich, im Führerhauptquartier seine Forderung, die Heeresgruppe Kurland aus ihrer exponierten Stellung herauszunehmen und sie zum Angriff nach Süden in Richtung Ostpreussen antreten zu lassen, durchzusetzen. Nach Rückkehr berichtete er über diesen Besuch, dass er zwar das volle Verständnis des OKH (Guderian) für diese Forderung gefunden hätte, der Führer aber auf seine Gedankengänge nicht eingegangen wäre. Im übrigen wäre er an weitere massgebende Leute nicht herangekommen, hätte auch einen zweiten Versuch, Hitler unzustimmen nicht machen könne und erwähnte so nebenbei: "Es war auch garnicht so sehr viel Zeit. Ich habe dafür mit Bohrmann, Fegelian und Burgdorff gemütlich Kaffee getrunken. Dabei habe ich mehr interessante Dinge erfahren als ich durch viele Verhandlungen mit anderen Herren hätte erfahren können".

Versuch der Rettung der Heeresgruppe Mitte vor russischer
Gefangenschaft.

Am 3.V. 1945 Abflug des Chefs des Generalstabes der Heeresgruppe Mitte vom Flugplatz Dresden zur Reichsregierung in Schleswig Holstein, genauer Aufenthalt sort der RR war nicht bekannt. ^{genommen} Mit~~nahme~~ beim Flug wurde der ehemalige Gauleiter Bohle, der in Schlessien beheimatet war und für den ein neuer auftrag bei der RR vorliegen sollte. Gauleiter Bohle hielt sich für den kommenden Mann und war von der Wichtigkeit seines neuen Auftrags im voraus überzeugt.

Flug über das von Russen, Amerikanern und Engländern bereits besetzte Reichsgebiet, nächtlicher Flakbeschuss, Landung auf einem Flugplatz an der Ostküste Schleswig Holsteins. Aufenthaltsort der RR dort völlig unbekannt. Auf diesem und anderen Flugplätzen bereits völlige Desorganisation. Zahlreiche Flugzeuge mit Offizieren, Luftwaffensoldaten und Frauen beladen flogen nach Westen über. Die Flugplatzkommandanten hatten keine Befehlsgewalt mehr. Nach langem Suchen Auffinden der RR in der Marineschule Mürwik. Unterkunft im Hotelschiff, in dem ein grosser Teil der RR und der noch dort anwesenden fremden Botschafter wohnte. U.a. war der japanische Botschafter Yoshima gerade dabei, sich reisefertig zu machen und ein Flugzeug zum abflug zu organisieren.

In Mürwik zunächst Vortrag der Lage der Heeresgruppe Mitte beim OKW. Im OKW bereits den Eindruck völliger Hilflosigkeit, einen Überblick über die Lage hatten die Herren des OKW nicht mehr. Gegen 11 Uhr vormittags Lagebesprechung im OKH als Nachfolge der ehemaligen "Führerlage". Als Oberhaupt sass Keitel da, die Lage wurde durch Jodel vorgetragen. (Keitel sass abwesend mit grossen Basedowaugen da, es schien ihm nicht mehr möglich, der Lage überhaupt zu folgen, er sagte kaum etwas. Die RR seit Tagen auf der Flucht, alle völlig übermüdet.) Anwesend:

2.

Anwesend; eine grosse Anzahl jüngerer und alter Stabsoffiziere des Stabes OKW. Die Nervosität aller Anwesenden geht aus folgendem Zwischenfall hervor: ein anscheinend wichtiges Fernschreiben des OKW an eine Heeresdienststelle war nicht rechtzeitig befördert worden. Über diese Tatsache entspann sich ein aufgeregter Wortwechsel zwischen Jodel und dem Chef des Wehrmachtsnachrichtenwesens, General Fraon (Nachfolger des im Zusammenhang mit dem 30. Juli hingerichteten General Fellgiebel). Jeder versuchte zu beweisen, dass der andere Schuld an der nicht rechtzeitigen Beförderung dieses Fernschreibens hatte.

Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Mitte trug die Lage der Heeresgruppe Mitte auf Grund mitgebrachten Kartenmaterials vor, legte besonders die bereits eingeleiteten Rückzugsbewegungen nach Westen dar und forderte, nicht vor dem 18.V. Waffenstillstand zu schliessen. Nach den Berechnungen der Heeresgruppe waren erst etwa an diesem Tage die Massen der 17. Armee, der 1. Panzerarmee und des Ostflügels der 4. Panzerarmee im Griffbereich der Amerikaner. Diese Forderung wurde mit Nachdruck vorgetragen. Der Haltung der Heeresgruppe wurde durch Keitel und Jodel hohes Lob gezollt und zugesagt, dass auch OKW sich bemühen würde, einen Waffenstillstand nicht vor diesem Termin zu schliessen. Für den Nachmittag wurde eine Besprechung mit dem Staatschef Dönitz und den dort anwesenden Ministern über den Termin des Waffenstillstandes angesetzt. Zwischendurch Besprechung des Stabschefs mit Schwerin Krosigk (Damals Ministerpräsident und Aussenminister). Bei dieser Besprechung und bei vielen anderen Gelegenheiten und Begegnungen ergab sich auch bei der HR das Bild äusserster Verwirrung und Hilflosigkeit. Die Marineschule war für ihren jetzigen Verwundungszweck in keiner Weise eingerichtet. Immer mehrere

3.

Minister waren zusammen auf einen Telefonapparat angewiesen. Einige Staatssekretäre und jüngere Beamte liefen planlos durch die leeren oder nur notdürftig eingerichteten Räume. Als Vertreter der letzten noch intakten und kämpfenden Heeresgruppe stellte der Stabschef so etwas wie einen wunden Elefanten dar. Die Besprechung mit Dönitz, einigen Ministern, darunter Schwein-Krosigk und Bohle, dazu das OKW mit Keitel, Jodel etc. hatte, ob absichtlich oder unabsichtlich bleibt dahingestellt, den Charakter einer feierlichen Staatsratssitzung. Das mitgebrachte Kartenmaterial wurde vorher durch den Adjutant Dönitz überprüft, der riet, es auf Karten mit grösserem Masstab zu übertragen. In der Sitzung stellte der Stabschef erneut seine Forderungen und begründete sie mit der nicht weiter zu steigenden Rückzugsgeschwindigkeit der Divisionen der Heeresgruppe Mitte. Auch hier ergab sich dasselbe Bild; alle Versammelten sahen die Notwendigkeit, einen Waffenstillstand erst zu diesem Termin abzuschliessen, vollkommen ein, sprachen aber offen aus, dass sie nicht mehr Herr der Lage waren und keine zeitlichen Bindungen fest eingehen könnten. Dönitz selbst machte einen ruhigen, klaren aber hilflosen Eindruck. Er sagte zum Schluss der Sitzung zu, dass die Heeresgruppe damit rechnen könne, dass kein Waffenstillstand vor dem 18.V. geschlossen würde, er sich aber auf diesen geforderten Termin nicht festlegen könne. Alle Fragen des Stabschefs über weitere Absichten der RR, über die kommende Entwicklung der Lage, über die Einstellung der Westalliierten usw. besonders über das noch von vielen erhoffte Zerwürfnis zwischen den Westalliierten und Russland und die Fortsetzung eines gemeinsamen Kampfes gegen den Bolschewismus blieben mit Achselzucken unbeantwortet. Besonders Schwerin Krosigk gab in einer etwa einstündigen Unterhaltung zu, dass er keinerlei Einfluss auf die Aussenpolitik mehr habe, ja nicht einmal wisse, auf welchem praktischen Wege man mit den

4.

anderen Ländern in Verbindung treten könne. Er sah das finis Germaniae als vollendete Tatsache an. Bei der RR versuchte durch freundliches und plötzlich bescheidenes Benehmen sich auch Himmel wieder allen Anwesenden in Erinnerung zu bringen. Er begrüßte den ihm bis dahin unbekanntem Stabschef mit auffallender Herzlichkeit.

Ohne viel Hoffnung, dass der geforderte Termin eingehalten würde, aber immerhin mit der Zusage des Staatschefs, dass der Versuch diesen Termin doch noch einzuhalten gemacht werden würde, flog der Stabschef am 4.V. wieder zur Heeresgruppe in den Raum Königgrätz zurück.

- - - Grund zum Flug zur RR. war die Durchsetzung der oben angegebenen Forderung. Eine Verbindung zur RR bestand nur noch in seltenen Fällen auf dem Funkweg. Die Möglichkeit, diese Forderung bei der RR durchzusetzen war also nur durch einen Flug des Oberbefehlshaber oder Stabschefs zur RR gegeben. Auf eine entsprechende Anfrage hatte die Heeresgruppe keine Antwort der RR erhalten. Daraufhin gab Schörner auf Vorschlag des Stabschefs die Genehmigung am 3.5. unmittelbar zur RR zu fliegen und die oben erwähnte Forderung vorzutragen.

Standort des Stabsquartiers Kurland.

Im September 1944 Stellungswechsel des Hauptquartiers der Heeresgruppe Nord von Sägewald ostwärts Riga nach Schloss Pelci bei Goldingen. Dort ist das Hauptquartier der Heeresgruppe bis zur Kapitulation geblieben. Die Unterkunft bestand aus einem altertümlichen roten Backsteinhaus, Schörner wohnte in einem etwa 300 m entfernt liegenden Fischerhaus.

27. Jan. - 17. Feb. Rendulicz kommt mit Generaloberst Reinhardt zum Stab der Heeresgruppe (Zinten⁺ 8-10 Tage später nach Heiligenbeil).⁺ Reinhardt macht ausgezeichneten Eindruck, verwundet, durch Fliegerbomben, die nahe dem Haus explodierten flogen ihm die Fensterscheiben ins Gesicht. Zur Ablösung durch offenes Fernschreiben aussert er: "Wir wollen/nicht weiter darüber unterhalten, übernehmen Sie die Sache so schnell wie möglich."

Rendulicz ist Nachfolger Schörners in der Heeresgruppe Kurland: Oesterreicher, früher als österr. Militärattaché in Paris gewesen, - in Finnland Nachfolger Dietls, hat das Vertrauen Hitlers, goldenes Parteiabzeichen, Liebt Musik, Kaffee, sucht jeden Abend in einem andern Film Zerstreuung, ist nicht zu bewegen, zum Armeestab zu gehen, ^{in Ostpreussen} der/zu Fuss zu erreichen war. Kopiert bewusst Schörner, verstand sich mit Koch, kofierte ihn jedoch nicht unnötig, war vorsichtig, sah, dass die Lage keine Chance bot.

+ Vorbeiziehende Flüchtlingsströme, die über das Eis kommen.

Müller, Nachfolger Hossbachs: "Unter vier Augen, ich bin ein vorzüglicher Unteroffizier ... sagen Sie mir was ich tun soll, ich führe Ihre Anweisungen aus".

Standort des Stabsquartiers der Heeresgruppe Mitte von Feb.-Apr. 45
im Befehlszug auf dem Bahnhof Jerma.

HQ. Pastenburg

Führerbunker 500-600 m entfernt. Führer kommt wie eine Ruine herausgeschlürft und gibt den Generälen wie geistesabwesend die Hand. Lagebesprechung, (anwesend Fegelein etc. Kreisse(?) Christian, Göring nicht). 20-25 Divisionen, darunter 12. u. 14. Panzerdivision (Division praktisch Regimentsstärke) wären noch in der Lage den Angriff durchzuführen. Haltung der Divisionen vorzüglich. Angriff zum Durchbruch nach Süden
/ Jetzt noch möglich später nicht mehr, da die Verluste zu gross werden. - Der Führer, dem zu Beginn der Besprechung ein Stuhl untergeschoben worden war, auf den er dann fiel, machte zwischen-
hinein kurze, energische Bewegungen und Ausprüche wie: "Mordschweineri, der Karl muss erschossen werden". Am Schluss eine Weile Schweigen, dann Schlag auf den Tisch: "Wein, die Verhältnisse bleiben so". Vorstellung Hitlers, er könne die Ostsee nicht freigeben, brauche Libau als U-Bootstützpunkt, damit der Transport nach Stettin nicht unterbrochen werde. Rechnete mit Änderung der Lage, brauche ein Sprungbrett, um den Russen in die Flanke zu fallen.

ZS/R-2 / 10 - 144

5

Schiffskatastrophen in der Ostsee 1945.

Der Untergang des Verwundetentransportschiffes "General Steuben".

In der Reihe der furchtbareren Schiffskatastrophen, die sich im Winter des Jahres 1945 in der Ostsee durch Torpedierung und Minentreffer abspielten, nimmt der Untergang des Verwundetentransportschiffes "General Steuben" insofern eine Sonderstellung ein, als hierbei fast ausschliesslich hilflose Verwundete zu Opfern einer schrankenlosen Kriegsführung wurden. Die turbulenten Ereignisse, die sich nach dem Zusammenbruch der Samlandfront und der überswärmten Räumung von Königsberg abspielten, fanden in dieser Schiffskatastrophe ihren Höhepunkt. Obwohl die Torpedierung des ehemaligen K.D.F. Schiffes "Wilhelm Gustloff" hätte als Warnung dienen müssen, wurden die Evakuierungen weiterhin über See durchgeführt, ohne dass von Seiten der Kriegsmarine die dafür nötigen Sicherungen zur Verfügung gestanden hätten. Der rasche Vorstoss der russischen Armeegruppen liess keine andere Wahl, denn zu dieser Zeit waren zahlreiche Landverbindungen bereits abgeschnitten und der Weg über See blieb als einziger gefährvoller Ausweg. Alle verfügbaren Einheiten der Kriegsmarine, sowie zahlreiche Frachter und Spezialschiffe der Handelsflotte wurden in den Dienst der Sache gestellt, da neben der grossen Zahl von Verwundeten, eine noch grössere an zivilen Flüchtlingen dringender auf den Abtransport warteten. Niemand kennt die Namen derer, die nach den entsetzlichen Entbehrungen des Frontkrieges den Tod in den Wellen fanden, als sie sich bereits geborgen glaubten. Ratlos gleitet das Auge über so viele Suchanzeigen von Angehörigen, die den Gatten, Sohn oder Vater als Zugehörigen einer Einheit im Raume Ostpreussen angeben und niemals wird es möglich sein, diesen Schleier des Schweigens gänzlich zu lüften.

Wir lassen hier einen Überlebenden dieser Katastrophe zu Worte kommen:

Am 5. Februar 1945 erhielten wir durch den Standortarzt Swinemünde einen Kommandierungsbefehl für das Verwundetentransportschiff "General Steuben", das an diesem Tag in den Swinemünder Hafen einlief, der bereits voll von Schiffen aller Arten und Klassen war. Hafen und Stadt wimmelten von Flüchtlingen aus Ostpreussen und Danzig, die hier auf den Weitertransport in das Reich warteten. Die Böcker hatten bereits ausverkauft, das Brot war glitschig und ungesalzen, die Gesamtsituation hoffnungslos. Durch einen Überlebenden der "Gustloff" waren wir bereits von dieser Katastrophe unterrichtet, über die sonst strenges Stillschweigen verhängt war.

Die "Steuben" hatte Verwundete aus Pillau an Bord, die noch an diesem Tag von uns ausgeladen und an ein Lazarettzug-Kommando der ungarischen Truppen in Deutschland zum Weitertransport übergeben wurden.

Am Mittag des 6.2. lief das etwa 17500 t Schiff zu neuer Fahrt nach Pillau aus. Dichter Nebel verhinderte indessen eine rasche Überfahrt, so dass das Schiff wenige Meilen vor Swinemünde auf Reede vor Anker ging. Auch über den nächsten Tag hinweg verzögerte sich das Auslaufen, erst in der Nacht vom 7. auf 8.2.45 stach man in See und lief mit etwa 13 Seemeilen Fahrt auf Pillau. Der Seegang war mässig, die Überfahrt verlief planmässig und nur einmal gab es für etwa zwei Stunden U-Bootsarm, dem die Schiffsführung durch Manövrieren im Zickzackkurs begegnete. In dieser Gegend der Ostsee operierten um diese Zeit leichte und schwerere Einheiten der Kriegsmarine, die ihr Feuer auf den Raum um Elbing legten, der zu diesem Zeitpunkt bereits Operationsgebiet der rasch vordringenden russischen Armee war. Gegen Abend dieses Tages kreuzte wir mehrere Treibeisfelder, die hier von der Odertrift her aus auf hohe See gelangt waren. Kratzend und peltend fuhren die Schollen an der dünnen Bordwand entlang, um sich achtern wieder zu losen Geschiebe zu vereinen.

Die Zeit der Überfahrt wurde fieberhaft dazu benützt, alle Stationen aufzuklären und das Schiff auf die Übernahme einer grösstmöglichen Zahl von Verwundeten vorzubereiten. Ein zentraler Operationsraum für die schweren chirurgischen Fälle, sowie mehrere, über das ganze Schiff verteilte Verbandplätze waren bereitgestellt. Die ärztliche Betreuung lag in Händen von Ärzten der Kriegsmarine, denen zahlreiche Sanitätsmannschaften und eine Anzahl Rotkreuzschwestern Hilfe leisteten. Da man eine etwaige Torpedierung oder einen Minentreffer in diesen, um jene Zeit, stark durch Treibminen und Abwurfminen verseuchten Gewässern annehmen musste, wurden sämtliche Liegeplätze mit Schwimmwesten belegt und eine grösse Zahl von Schwimmflößen an Oberdeck gestapelt.

Das ehemalige Luxussschiff, das einst frohe Reisende durch das Mittelmeer gebracht hatte, war äusserlich in Tarnfarben getrichen, fuhr unter der Kriegsflagge und hatte leichte Flack an Oberdeck und war somit in keiner Weise als Rotkreuzunternehmen gekennzeichnet, alle Aus- und Positionslichter waren gelöscht. Die Besatzung war etwa 450 Mann stark und bestand in ihrem seemännischen Teil im wesentlichen aus der alten Besatzung der "Steuben", ja selbst die Stewards und die chinesischen Wäscher von ehemals taten ihren alten Dienst in veränderter Form.

Gegen 17 Uhr des 8.2.45 liefen wir Pillsu an, wo bereits Tausende auf der Pier in eisiger Kälte auf den heissersehnten Abtransport warteten. Viele der Soldaten waren, obwohl verwundet, gestützt auf Besenstiele und Notkrücken aller Art, zu Fuss von den Truppenverbandplätzen und aus Königsberger Lazaretten herbeigeströmt. Dazu kamen noch etwa achthundert bis tausend Flüchtlinge, fast ausschliesslich Mütter mit Kindern, denen das Leid und die unsagbare Not des Verhergegangenen auf dem Leib gezeichnet stand. Die Stimmung war trostlos, ein leichter Sprühnebel hing hernieder, in der Nähe hörte man ununterbrochenes Artilleriefeuer. Nach den Angaben der Soldaten waren die Russen nur noch zwanzig Kilometer entfernt. Gemessen an ähnlichen Ereignissen bei anderen Einschiffungen, vollzog sich diese Verladung noch relativ ruhig.

Während die Einschiffung noch andauerte, begann bereits die Tätigkeit der chirurgischen Operationsgruppen, die schichtweise und ununterbrochen vor sich ging. Zumeist handelte es sich um schwere bis schwerste Fälle von Schuss- und Granatsplitterverletzungen, zu denen zahllose, teils übelste Erfrierungen hinzukamen, die wegen der schlechten Versorgung bereits brandig geworden waren. Unermüdlich wurden Glieder amputiert, Schädelverletzungen versorgt und zahlreiche Beckengipse angelegt.

Das Schiff hatte sich inzwischen weit über seine Soll-Beladung hinaus gefüllt, doch der Strom der Hilfesuchenden riss nicht ab. Die grossen Promenadendecks waren zu riesigen Masslagern geworden, in denen die Verwundeten dichtgedrängt, Kopf an Kopf lagen. Unablässig waren Rotkreuzschwestern und Sanitäter unterwegs, um die Hilflosen mit dem Nötigsten zu versorgen. Alle Kabinen in den C-Decks und in noch tiefer gelegenen Etagen waren mit Leichtverwundeten belegt, desgleichen die Gänge, so dass man schliesslich nur noch mit Mühe einen Weg durch diesen Wirrwarr von Menschenleibern und Matretzen finden konnte.

Am Vormittag des 9.2.45, während die Einladung noch anhält, erschien plötzlich eine russische Maschine, die, nachdem sie sofort beschossen wurde, nach einigen Kurven wieder abdrehte und verschwand. Am Nachmittag war die Einladung abgeschlossen, die "General Steuben" stech in See. Als Geleitschutz fuhren ein Minensuchboot und ein altes Torpedoboot mit dem Dampfer auf Kriegsmarsch. Wie sich schon im Fall der "Gustloff" erwiesen hatte, war ein derartiger Geleitschutz äusserst dürftig und einer wirklichen Feindbegegnung nicht gewachsen.

Der Dienst an Bord hatte sich bald eingespielt und die ärztliche Versorgung lief planmässig weiter, ohne dass die Zahl der Hilfesuchenden, die auf Tragen zum Operationsaal gebracht wurden, auch nur eine Minute abbrach. Ununterbrochen wurde operiert, eine Schicht löste die andere ab. Mein Dienst im Operationsraum endete am Abend des 9.2. Todmüde begab ich mich in meine Kajüte im C-Deck, unmittelbar am Bug des grossen Schiffes.

Gleichmässig stampften die Maschinen ihren gewohnten Gang, das Schiff war bei abgeblendeten Bullaugen im Innern hell erleuchtet und schaukelte leicht im geringen Seegang. Ich schlief sehr schnell ein, erwachte aber mehrmals durch beunruhigende Träume.

Plötzlich, es war um 0.58 des 10.2.1945, wurde ich durch eine dumpfe Detonation geweckt und beinahe aus meiner Koje geworfen. Ich sprang sofort heraus, knipste das Licht an und ergriff meine Schwimmweste. Der kleine Raum war von gelben Brisanzdämpfen erfüllt und dichter Rauch quoll durch die Gänge. Die Alarmlingeln gaben ununterbrochen das Signal "Feuer im Schiff", aus den mehr mittschiffs gelegenen Räumen drang das Geschrei der dort Eingeschlossenen, während auf den Gängen bereits zahlreiche Verwundete ohnmächtig und rauchvergiftet waren, andere aber nach Oberdeck zu gelangen versuchten. Einer der dorthin führenden ^{Nieder}gänge war durch die Detonation weggerissen, über einen zweiten gelangte ich gerade noch an Oberdeck, als das Schiff, das bisher, entsprechend seinem Treffer an Steuerbord nach dort übergehängt war, stark nach Backbord überkrangelte und schwere Schlagseite behielt, gleichzeitig aber über den Bug hinweg zusehends sank.

Oben auf dem Vorderdeck waren nur wenig Menschen und wir versuchten sofort, die hier gesteuerten Flossstücke aus ihren Halterungen zu lösen, wurden dieser Arbeit jedoch sofort entzogen, als durch die starke Schlagseite alles was dort war von selbst in die See rollte. Munitionskisten, Eisenfässern und zahlreiches Stempelmaterial legten über das Deck und rissen verschiedene, der sich dort Durchkämpfenden hinab in die Tiefe. Ich fand mich selbst plötzlich im Wasser und gelangte schwimmend auf eines der Flüsse, das nur mit zwei oder drei Mann besetzt war. Da das Wrack sehr schnell sank, ruderten wir mit den Händen um so schnell wie möglich, aus dem Sogbereich zu kommen.

Das alles spielte sich innerhalb weniger Minuten ab. Von der Brücke stiegen die Signalaraketen in die Höhe und das begleitende Minensuchboot richtete die Strahlenkegel seiner Scheinwerfer auf die rasch sinkende Steuben.

Jede geordnete Notrolle von Seiten der Schiffsführung war bei der sofort einsetzenden Panik unmöglich. Die Rettungsboote der Steuerbordseite waren wegen der starken Schlagseite unbenutzbar und von denen der Backbordseite gelangten nur zwei oder drei unversehrt zu Wasser und diese waren noch schwach besetzt. Die Masse der Menschen war unter Deck eingeschlossen und im Schief von dem rasch eindringenden Wassermassen überrascht worden. Was aus den Promenadendecks und anderen grossen Räumen in der Kürze der Zeit und der unbeschreiblichen Panik an Oberdeck gelangt war, flüchtete nach achtern und auf die höher gelegenen Teile der "Steuben" um vor dem Wasser zu flüchten, statt sofort in die See zu gehen um auf den zahllosen unbemannt treibenden Schwimmflüssen Rettung zu suchen.

Die Verzweiflungsszenen, die sich unter Deck und in den grossen Räumen abspielten sind unbeschreiblich. Da man in der Eile der Einschiffung nur oberflächlich auf Waffen untersucht hatte, trugen viele der verwundeten Soldaten noch ihre Pistolen, so dass an zahlreichen Stelle eine wilde Schiesserei begann. Nur wenige gelangten von hier durch Bulleys und durch die grossen Aussichtsfenster in's Freie.

Die Luft war erfüllt vom Geschrei der Ertrinkenden und von jener Menschentraube, die sich auf das Achterdeck geflüchtet hatte, um erst spät, zu spät, aus grosser Höhe herab in die See zu springen. Erst als sich der Achtersteven schon aus dem Wasser hob, sprengen Hunderte gleichzeitig los und verschwanden in der Tiefe. Bis zuletzt trennten sich die Schrauben und im vollen Licht der Scheinwerfer des Minensuchbootes versenk die "General Steuben" auf der Position N 55° 09' O 16° 37' in der Tiefe. Das ~~XXXXXXXX~~ alles hatte sich innerhalb von 15 Minuten abgespielt.

Das Minensuchboot sowohl, als das Torpedoboot, kreuzten unlässig an der Untergangsstelle und nahmen die Überlebenden auf, die im eiskalten Wasser sehr schnell erstarrten. Wir selbst hatten auf

serem Floss inzwischen eine Zahl von acht oder zehn Mann erreicht und versuchten auf das Minensuchboot zu halten, wurden jedoch durch eine leichte Strömung in kurzer Entfernung daran vorbeigetrieben und erst nach etwa eineinhalb Stunden an Bord genommen.

Ohne Rücksicht auf etwaige erneute Feindbegegnung suchten die beiden Begleitschiffe bis zum Morgen die See nach Überlebenden der Katastrophe ab und bergen auf diese Weise etwa dreihundert Menschen. Es wurde Kurs auf Kolberg genommen, das man gegen 15 Uhr des selben Tages erreichte. Die geringe Zahl der Überlebenden erklärt sich einmal aus der Tatsache, dass die Katastrophe um Mitternacht statt hatte und sich innerhalb einer Viertelstunde abspielte, zum andern aber aus der Besonderheit, dass die Belegung der Steuben aus etwa 1600 liegenden Kranken und 700 Sitzenden bestand, zu denen noch etwa 1000 Zivilflüchtlinge kamen. Mit einer Besatzung von ungefähr 450 Mann, dürfte somit die Gesamtbelegung des Schiffes die Zahl von 3500 überschritten haben.

Das kleine Häuflein der Überlebenden, das in Kolberg zitternd und frierend auf der Pier stand, fand auch dort kaum Ruhe, denn auch Kolberg bereitete bereits seine Räumung vor und wurde so in die Welle des grossen Zusammenbrüches geschleudert, die wie eine Sturmflut über das winterliche Land hinwegbrauste.

Institut für Zeitgeschichte

Reutlingen, den 5. Dezember 1948

Augensaugenbericht über die Versenkung des Flücht-
lingsschiffes "General STEUREN".

In den Januar- u. Februartagen des Kriegsjahres 1945, war Pillau das Ziel ungeschützter Flüchtlingstrecks. Aus dem Samland, dem nahen Königsberg u. selbst aus dem innersten Ostpreußen strömten Tag für Tag tausende von Flüchtlingen den rettenden Häfen der deutschen Ostseeküste zu.

Pillau, am 9. Februar 1945. Die Stadt selber war besonders in der Gegend des Hafens durch russisches Artilleriefeuer schwer zerstört. Die Front verlief in jenen Tagen nur etliche km. östlich von Pillau, in der Nähe von Fischhausen in ziemlich gerader Richtung nach Norden u. stieß bei Granz an die Ostsee. Es wurde überall erbittert Widerstand geleistet. Es galt, die zehntausende von Flüchtlingen, die ^{unter den} erbärmlichsten Verhältnissen in den Ruinen von Pillau hausten u. auf den Abtransport mit den Schiffen nach Westen warteten, zu retten. Die Truppen, auf diesem kleinsten Raum zusammengedrängt, hatten keinerlei Möglichkeit des weiteren Rückzugs. Vor ihnen war der Feind, hinter ihnen das Meer.

Der Flüchtlingsextröm nach Pillau, hatte etwa seit dem 5. Februar merklich abgenommen, ganz im Gegensatz zu Gotenhafen oder Danzig, wo Tag für Tag 30-40 000 Menschen halb verhungert u. durchgefroren aus den bedrohten Gebieten eintrafen. Neue Flüchtlingstrecks waren nicht mehr zu erwarten, weil einmal die sehr rasch auf Pillau vordringenden russischen Truppen die meisten Trecks auf dem Wege dorthin eingeholt hatten, zum anderen die Verbindung über die Eisbrücke des Frischen Haffs in Folge der einsetzenden wärmeren Witterung abgebrochen war.

Königsberg u. Balga war nur noch mit kleinen Motorbooten u. den sehr bewährten Kampffähren der Kriegsmarine zu erreichen. In der Nacht landeten die Boote, nicht selten unter schwierigsten Bedingungen, sehr oft im Feuer feindlicher Batterien, Verpflegung

in den eingeschlossenen u. hart bedrängten Stützpunkten Verpflegung u. Munition u. Mahnen auf dem Rückwege nach Pillau über das Haff Verwundete u. Flüchtlinge mit. Der Seekanal war zu jener Zeit nicht mehr zu befahren, weil sich russische Panzerkräfte bei Peyse, an der Einfahrt des Kanals u. an der Schiffsausweichstelle Heidekrug, zwischen Pillau u. Königsberg, festgesetzt hatten.

Im Hafenbecken der aufgelösten 21. Unterseebootsflottille in Pillau lag am 9.2.45 der etwa 15 000 to. große dunkelgrau gestrichene Zweischornsteindampfer des Norddeutschen-Lloyd, die "General STEUBEN", die bis zur Räumung Ostpreußens in Danzig-Neufahrwasser gelegen ~~hatte~~ u. als Wohnschiff den Besatzungen der U-Boote gedient hatte. Hunderte von Flüchtlingen bestürmten schon seit den frühen Morgenstunden die Fallreeps. In endlosen Reihen strömte die Menschenmenge an Bord u. die Besatzung des Schiffes hatte mit der Unterbringung der Flüchtlinge alle Hände voll zu tun. Vor dem Schiff waren Posten aufgestellt, die nur darüber zu wachen hatten, dass sich keine kampffähigen Angehörigen der eingeschlossenen Einheiten illegal an Bord drängten, um sich aus dem immer enger werdenden Brückenkopf zu retten. Auf der Pier vor dem Schiff stieß u. drängte sich eine erschöpfte, von Not u. Furcht gepeinigete Menschenmenge, nur den einen Wunsch im Herzen tragend, möglichst bald im rettenden Bauche des Schiffes zu verschwinden. Unter unsäglicher Mühsal hatten die Flüchtlinge ihre wenigen Habseligkeiten bis hierher gebracht. Selbst das Wenige konnte nicht mitgenommen werden. Die jammervollsten Szenen spielten ab. Zu hunderten standen herrenlose Pferde vor den verlassenen Fuhrwerken der Flüchtlinge, die allein das nackte Leben retten konnten. Das Hochgefühl, endlich aus dem Inferno des Kessels zu entriren, gab den meisten dieser armen Menschen in schicksalschweren Stunden die letzte Kraft.

Gegen 15.30 am 9.2.45 wurden auf der "STEUBEN" die Fallreeps eingezogen. Die Herzen von 3500-4000 Menschen nahmen für immer Abschied von ihrer Ostpreussischen Heimat, die sie nie wieder sehen sollten. Der Kapitän gab den Befehl zum Ablegen. Schwere Schlepper zogen das schwerbeladene Schiff in die Mitte des Hafenbeckens.

Als die "STEUBEN" gegen die Hafenausfahrt von Pillau zulief, kam unversehens irgendwo her ein Hüfließen von etwa 170 schwer be-

packten Flüchtlingen aus Königsberg, die der "STUBEN" zugeteilt worden waren, sich aber aus irgend einem Grunde verspätet hatten. Jemand hatte sie zu dem Torpedoboot "T 196" geschickt, das 2 Std. vorher mit einem Munitionsdampfer im Geleit von Westen her aus Swinemünde gekommen war, u. im Hafen festgemacht hatte. Sollte man diese armen Menschen in der Ungewissheit des Schicksals von Pillau in der eisigen Kälte stehen lassen? Entgegen des Befehls, Flüchtlinge dürften nur noch auf Transportschiffen nach Westen abtransportiert werden, wurden sie unverzüglich vom Kommandanten des kleinen Bootes aufgenommen. Wenige Augenblicke später legte "T 196" mit den Flüchtlingen an Bord ab u. setzte sich zusammen mit "TF 10", einem umgebauten Minensuchboot vor die "STUBEN".

Schon die Ausfahrt aus Pillau stand unter einem schlechten Vorzeichen. Zwei russische Jagdflugzeuge (JL 2), führten auf die auslaufenden Boote einen Tiefangriff durch, der ohne hier Schaden anzurichten von der Bordflak abgewehrt wurde. Wahrscheinlich hatten die beiden Maschinen bewaffnete Aufklärung gefolgt u. das Auslaufen der Schiffe fotografiert oder funktelegraphisch ihren Standorten gemeldet. Vielleicht kann so die Versenkung der "STUBEN" mit den beiden Flugzeugen in Zusammenhang gebracht werden.

Gegen 16.00 Uhr erreichten die Schiffe die offene See u. nahmen NW-Kurs, Richtung Hela auf. "TF 196" u. "TF 10" nahmen jetzt die Sicherungspositionen an Steuerbord, bzw. an Backbord der "STUBEN" ein. Die See war ziemlich ruhig. Allein das ununterbrochene Dröhnen u. Poltern der eigenen u. feindlichen Artillerie, das vom Seeland, Danzig u. Gotenhafen her weit ins Meer heraus zu vernehmen war, störte den Frieden.

Die abgehetzten Flüchtlinge kamen auf den Schiffen seit Tagen u. Wochen zum ersten Male zur Ruhe. Auf den abgehärteten Gesichtern lag ein Zug tiefster Entspannung u. das Gefühl des Geborgenseins zeichnete sich überall deutlich ab. Nach langer Zeit ein warmes Essen, eine warme Unterkunft u. vor allen Dingen eine lang ersehnte Ruhe, ließen für wenige Augenblicke Not u. Gefahren vergessen. Allein der Frieden sollte nicht lange dauern. Aus den vollgepfropften Wohndecks wurden in allzu kurzer Zeit enge Kerker mit verpesteter u. verbrauchter Luft. Die Seekrankheit suchte ihre Opfer aus u. fand sie überall. In den schmalen verstopften Gängen

herrschte ein unruhiges, hin- u. herwogendes Treiben. Über völlig ermattete Menschenknäuel hinweg, versuchten viele aus den überfüllten Decks an Oberdeck an die freie Luft zu gelangen.

Nicht nur Flüchtlinge, auch eine Unzahl von Verwundeten aus dem Sanland, Königsberg u. von der Kurlandfront, hatte die "STUBEN" an Bord. Wer kennt ihre Namen? In der Hast u. der Eile der Flucht, hatte sie niemand nach ihren wer, woher u. wohin gefragt. Allein die Schwere ihrer Verwundungen hatte ihnen einen Platz auf dem Schiff verschafft. Unaufhörlich waren die Ärzte an der Arbeit, ununterbrochen führten sie Operationen u. Amputationen durch. Erwähnt sei hier nur die Heldentat eines Schiffsarztes, der angesichts des nahen Untergangs der "STUBEN" eine Operation gewissenhaft u. gut zu Ende geführt hatte. Nicht zu vergessen seien u. die Schwestern des "Roten Kreuzes", die in aufopfernder Liebe u. Hingabe die Verwundeten wie die Flüchtlinge nach besten Möglichkeiten versorgten.

Mit etwa 12 Seemeilen Fahrt schob sich das Geleit westwärts. Die dunkle Nacht brach herein. Gespenstisch aus dem Dunkel tauchend war der schwarze Schatten des Todesschiffes der Richtpunkt für die Begleitboote. Öfters wurden die Fahrtstufen gewechselt, ab u. zu Zickzack-Kurs gelaufen.

Gegen 11.00 Uhr hatte man die gefährlichste Stelle der Fahrt zu passieren. In der Nähe von Stolp, zwischen der Erste u. der stark veranzten Stolpe-Bank hatten Minensuchboote in fortwährender, unermüdlicher Arbeit eine schmale Fahrrinne für die Geleite nach dem Osten u. dem Westen frei gehalten. An dieser Enge waren schon öfters Schiffe behelligt worden. Hier versperren feindliche U-Boote die Fahrtstrasse, hier hatte, erst 10 Tage vorher die "GUSTLOFF" ihr grauenhaftes Schicksal ereilt. Durch diese "hohle Gasse" mußten in den Witternachtstunden an geladenen Torpedorehren vorbei, das "STUBENGELEIT" kommen. Es wurde verschärft Ausguck gehalten. Die Schiffe liefen auf Höchstfahrt. Die Nerven waren gespannt. Unbekannt u. unbenaunt erfüllten die Männer auf allen Schiffen ihre Pflicht. Um rascher vorwärts zu kommen, um die Engstelle möglichst schnell zu passieren, wurde mit geradem Kurs gelaufen, "TF 10" hatte die größte Mühe, den Anschluß an Geleit zu behalten. Als ehemaliges Minensuchboot war es für langsamere Fahrtstufen gebaut, u. wurde mit Kohlen befeuert. Die Maschinisten

des Bootes konnten es trotz aller Anstrengungen nicht verhindern, dass zeitweilig der "rote Hahn" gesetzt wurde, d.h., dass sekundenlang ein sprühender Funkenregen aus dem Schornstein schlug u. weithin sichtbar die Nacht erhellte.

Mitternacht ging vorbei. Die Mittelwache löste ab. Mit steifgefrorenen Gliedern gingen die abgelösten Wachen unter Deck um den Flüchtlingen auf jede erdenkliche Art u. Weise zu helfen, die Fahrt so gut es eben ging, erträglich zu machen. Ruhe gab es für die Männer auch nach der Ablösung nicht.

Die Katastrophe.

55

Samstag, den 10. Februar 1945, 00,58 Uhr. Das monotone Geräusch der schnell mahlenden Schrauben wurde jäh durch eine dumpfe Detonation unterbrochen. Gleichzeitig schrillten die Alarmklingel in den Booten. Zu Tode erschreckt starrten sich die Flüchtlinge an. Was war geschehen? Blitzschnell waren die Waffen voll besetzt. Wer war nun getroffen? Als wäre nichts geschehen, setzte die "Steuben" für kurze Zeit ihre Fahrt fort, blieb aber bald darauf fast bewegungslos liegen. Wenige Augenblicke nach Torpedotreffer, der die "STEBEN" unter der Brücke auf der Steuerbordseite getroffen hatte, rollten die ersten Wasserbomben über das Heck von "T 196", das sofort die U-Bootsverfolgung u. -Bekämpfung aufnahm. Leuchtraketen u. der strahlende Scheinwerfer von "TF 10", das sehr nahe an das getroffene Schiff heranzukommen suchte, während "T 196" mit Wasserbomben sicherte, beleuchteten den Ort der Tragödie.

Die "STEBEN" sank mit dem Vorschiff sehr schnell. An Oberdeck brach ein wilder Tumult los. Riesige Menschenmengen wälzten u. wogten durcheinander. Die Angst der Ärmsten, machte sich in einem furchtbaren Schreien um Hilfe, meilenweit übers Meer hin hallend, platz. Alles versuchte in die Rettungsboote zu kommen. Langsam legte sich das Schiff, fortwährend sinkend, trotz des Treffers an Steuerbord auf die Backbordseite. Dieser Umstand machte das Ausschwingen der 6 Rettungsboote auf Steuerbord unmöglich. Auf den Niedergängen zu den Boots decks, auf der Brücke, auf den Achterdecks, überall herrschte das gleiche Bild der Verzweiflung. Schon nach 5 Minuten, genau um 1.00 Uhr war die "STEBEN" bis zum vorderen Schornstein mit dem Vorschiff unter Wasser.

Von den Rettungsbooten der Backbordseite kamen nur einige zu Wasser

"TF 10" war ganz nahe an die "STREUBEN" herangegangen u. nahm man aus den Rettungsbooten wie aus den Flößen die Überlebenden auf. In vorbildlicherweise haben hier einige Bootsbesatzungen der Rettungskutter gearbeitet. Sie versuchten, einen reglerechten Fährbetrieb zwischen dem schwergetroffenen Schiff u. "TF 10" einzurichten. Auch hier ebte, ähnlich wie vorher auf der "GUSTLOFF" die Panikstimmung auf der "STREUBEN" ab, angesichts der nahenden Rettung durch die leer zurückkommenden Rettungsboote. Ursprünglich glaubt man, die "STREUBEN" würde sich in dieser Lage einige Zeit halten.

Leider sollte unsere Hoffnung in sehr kurzer Zeit zunichte gemacht werden, als um 1.07 Uhr eine 2., aber diesmal eine wesentlich schwächere Detonation erfolgte, wahrscheinlich von einer Kesselexplosion herrührend. Dies hatte zur Folge, dass weitere Querschotts durchbrachen. Das Achterschiff tauchte jetzt sehr stark aus dem Wasser aus u. die noch langsam laufenden Schrauben kamen zum Vorschein. Der Tumult brach von neuem los. Jetzt gab es für die Todg eweihten kein Halten mehr. Viele der Unglücklichen stürzten sich über das weit aus dem Wasser herausragende Heck, wurden von den Flügeln der Schrauben erfasst u. meterweit in hohem Bogen seitlich weggeschleudert; andere sausten an den über ~~die/Welt~~ die Bordwand geworfenen Manntauen hinunter u. rissen sich häufig die Hände fast bis zu den Knochen auf. Zwischendurch hörte man einzelne Schüsse knallen. Massenweise zusammengeklammert, stürzten sich, angesichts des nun rasch folgenden Schiffsuntergangs ganze Menschenballen geschlossen ins Meer. Die meisten von ihnen hatten keinerlei Rettungsgeräte. Sie versuchten nur, aus dem Bereich der Sogwirkung möglichst schnell zu entkommen.

In der 18. Minute nach dem Treffer, genau um 1.13 Uhr, war ein ungeheures Krachen u. Persten zu vernehmen, gleich als ob tausend schwere Ankerketten auslaufen würden. Das Schiff, inzwischen bis zum zweiten Schornstein eingetaucht, begann sich langsam unter dem furchtbarsten Todesgeschrei der noch an Bord befindlichen Flüchtlinge u. unter dem matten Aufbrummen einer Dampfsirene, aus der Backbord-Schlagseite waagrecht zu legen, um dann, mit dem Bug voran, mit dem Heck fast senkrechtstehend, in der Tiefe der Ostsee für immer zu verschwinden.

Totenstille herrschte ringsum. Die Scheinwerfer der Boote suchten die Wasseroberfläche nach Schiffbrüchigen ab, Zu hunderten hingen sie halberstarrt in den Schwimmwesten. Andere versuchten mit dem Aufwand der letzten Kraft Rettungsboote u. Rettungsflöße zu erreichen. Viele versackten in die Tiefe ehe sie in die Boote gezogen werden konnten. Auf den Flößen trieben ungezählte Verwandete, Frauen u. Kinder. Es galt zunächst nur dort zu retten, wo viele Menschen in Gruppen versammelt waren. Bei den Flößen u. Rettungsbooten wurde angefangen, die Schiffbrüchigen zu übernehmen, während Einzelschwimmer zunächst im Interesse der großen Gemeinschaft nicht berücksichtigt werden konnten. Die Aufnahme der Schiffbrüchigen ging unter schwierigsten Umständen verhältnismässig schnell von statten, weil die Besatzungen von "T 196" u. "TF 10" schon während der Katastrophe die Vorbereitungen zur Rettung der Schiffbrüchigen getroffen hatten. Ganze Decks waren von den schon an Bord befindlichen Flüchtlingen geräumt worden, Jakobsleitern wurden auf jeder Bootsseite ausgebracht, Wurfleinen klargelegt u. Verbandzeug bereitgelegt.

Mit welchen Schwierigkeiten hatten nun die Begleitboote zu kämpfen? Es galt einmal, verschärften Ausguck zu halten, um jeden Versuch eines U-Bootes, auf die bei der Retungsaktion gestoppt liegenden Boote zum Schluss zu kommen, zu verhindern. Fieberhaft wurde überall gearbeitet. Selbst die empfindliche Kälte wurde angesichts der Notlage von vielen hundertern vergessen. Einzelschwimmern wurden häufig von den Booten aus die eigenen Rettungsgeräte, Schwimmwesten, zugeworfen u. so manche von ihnen gerettet. Viele der Schwimmenden waren nicht mehr fähig, die zugeworfenen Leinen zu ergreifen, weil sie von der Kälte erstarrt u. ^{durch} ihren schweren Verwandungen völlig entkräftet u. erschöpft waren. Mit eigener Kraft konnte kaum einer der Geretteten, die Jakobleitern an der Bordwand der Begleitboote erkletterten. Stundenlang standen Soldaten der Boote auf den Leitern, unmittelbar über der Wasseroberfläche u. legten Mann für Mann Leinen der im Wasser Treibenden, Leinen unter den Armen durch. Jeder einzelne musste Mann an Deck hochgezogen werden. Das war wohl die Hauptarbeit. Die Verwandeten, unmittelbar aus der verderbten Frontlinie kommend hatten häufig mehrere Uniformen übereinander gezogen, die durchnässt ein zentnerschweres Gewicht bildeten.

Dazu kam noch, dass die meisten von ihnen von den Anstrengungen völlig erschöpft u. hilflos im Wasser lagen, einen verständnislos u. geistesabwesend anstierten u. auf Zurufe in keiner Weise mehr reagierten. Häufig hatten sich die Verbände gelöst, die verkrusteten Wunden lagen offen da u. das Blut war kaum zu stillen.

An Bord selbst wurden die Schiffbrüchigen in die Decks getragen, Verbandmittel u. Arzneien waren bald verbraucht. Manche der Geretteten gaben keinerlei Lebenszeichen mehr von sich, viele stöhnten u. wimmerten, andere bebten am ganzen Leib. Es war ein Bild der Hoffnungslosigkeit. Nach einigen Stunden trat aber hier eine wesentliche Besserung ein. Viele der Überlebenden kamen zu sich, bei anderen konnte man nur noch den Tod feststellen. Man schrieb ihre Namen auf u. stapelte ihre Leichen auf dem Achterdeck.

In den frühen Morgenstunden des 10. Februar gegen 7.00 Uhr wurden die letzten auf einem Floß treibenden Schiffbrüchigen u. die letzten in den Schwimmwesten hängenden Toten gefischt, um sie wenigstens an Land zu beerdigen. Zwei Seerettungsboote (BV 138) überholten die Untergangsstelle der "STURM", die etwas westlicher als die der "GUSTLOFF" war. Auf dem Wasser trieben einige leere Kutter, eine Menge Rettungsflöße u. ein Teil des vorderen Mastes. Das war alles, was von der "STURM" übrig blieb.

Am gleichen Tag, um 13.15 liefen "T 196" u. "TF 19" in Kolberg ein. Beide Boote zusammen hatten etwa 300 Überlebende der "STURM" an Bord. 40-50 von ihnen sind noch an den Folgen der Strapazen auf der Überfahrt nach Kolberg gestorben.

Institut für

ZS/A-2 / 10 - 153

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

T

Tochter

"Um 17 Uhr wurde ich in das Kreisgerichtgefängnis Leitmeritz überführt. Zu essen erhielten wir nichts. Aus den Nachbarzellen drang jedoch Stöhnen und Jammern zu uns hinein. Dann hörten wir das Öffnen und Schliessen von Zellentüren und das brüllen der Wärter. Es war auch deutlich zu hören, wie die Opfer durch die Gänge geschleift wurden. Am nächsten Tage war ich an der Reihe. Am anderen Flurende warfen einige Schinder ein stöhnendes und wimmerndes Menschenbündel in eine Zelle. Eine Blutspur auf dem Flur. Es ging die Treppen hinunter in den Keller. Vier oder fünf Wärter bearbeiteten im Baderaum mit Gummiknütteln und Holzstielen einen grossen, starken Menschen. Ich musste mich ausziehen, dann zerrte man mich unter die Brause. Eiskalte Wasserstrahlen. Das Herz setzte aus. Lange stand ich unter der Brause. Dann wurde sie abgestellt und wieder angestellt. Das laute Stöhnen und Jammern der neben mir gemarterten Menschen nahmen meine Sinne nur schwach auf. Jetzt wurde ich eine mit eiskaltem Wasser gefüllte Badewanne gesperrt und mit dem Kopf unter Wasser getaucht. Dann schlug man mit Gummiknütteln auf meine Fusssohlen. Sie schlugen mit aller Kraft. Die Hautplatzte auf, und das blutige rote Fleisch quoll heraus. Hohnlachend stieß man mich vorwärts. Die Kellertreppen kroche ich auf Händen und Füßen hinauf.

Eines Tages kam ein Zuwachs, ein Volksdeutscher aus Ungarn, ein ehrlicher, biederer Bauer. Er teilte das Los all derer, die beim Rückzug der deutschen Wehrmacht im Herbst 1944 ihre Heimat verlassen mussten. Ein Teil dieser ungarischen Volksdeutschen hatte im Kreise Leitmeritz Unterkunft gefunden. Mit diesen auch dieser Bauer. Am nächsten Tag ereilte auch ihn sein Schicksal. Er musste den Rock ausziehen. Sodann wurde er mit dem Gummiknüttel geschlagen. Das Hemd färbte sich blutig,

und es schien, als treibe der Anblick des Blutes den Schläger zu der Raserei. Das Schreien erstarrte in ein heiseres Wimmern und Röcheln, bis die Kraft des Schinders erschöpft war. Auch in den nächsten Tagen erhielt der Bauer seine Schläge. In der übrigen Zeit stand er oft stundenlang vor dem vergitterten Fenster, lautlos und unbeweglich, und schaute hinaus in den leuchtenden Sommertag. In seinem einfachen und geraden Sinn konnte er nicht begreifen, warum.

Das Erschlagen der Opfer geschah nicht auf eine schnell zum Tode führende Art, je nach der Widerstandsfähigkeit dauerte es manchmal zwei oder drei Tage. Die Erschlagenen und die an Ruhr, Typhus, Flecktyphus Gestorbenen wurden in einer unfertigen Baracke gelagert. Wenn eine Anzahl Leichen vorhanden war, wurden sie auf einen Düngewagen geworfen, nach Theresienstadt gefahren und verbrannt. "

II

(für Deutsche)

"Ich war Ärztin in dem tschechischen Konzentrationslager Olomouc-Hodolany. Das Lager bestand aus dreizehn Baracken, davon waren neun mit Internierten belegt. Unser Gesamtbelag variierte ... zwischen 2800 und dem Höchstbelag zwischen 3200. Sie lagen alle, Männer, Frauen und Kinder auf dem blanken Fussboden, zugedeckt nur dann, wenn sie bei der Verhaftung gerade zu Hause waren, und sich einiges Notwendige mitnehmen konnten. Meistens wurden die Leute von der Straße weg in die Lager verschleppt. Erst von Februar 1946 an wurden Holzbetten mit Strohdecken aufgestellt. Bis zum selben Termin waren die Menschen ohne ein Stückchen Seife. Sie arbeiteten und schliefen zehn Monate lang in derselben Wäsche, in demselben Anzug, bis alles in Fetzen von ihnen hing. Das Essen bestand bei zwölf- bis vierzehnstündiger schwerster körperlicher Arbeit früh aus ungesüßtem, dünnem, schwarzem Kaffee und 150 Gramm Brot, abends einer Kartoffel- oder dünnen Nahrungsmittelsuppe und wieder 150 Gramm Brot. Auf unnatürliche Weise kamen von den insgesamt 17000 Menschen, die durch das Lager gingen, 2000 ums Leben. Um den Leser nicht zu ermüden, greife ich nur einige Fälle heraus, deren Tod mir ob der tierischen Grausamkeit, mit der er ausgeführt wurde, besonders im Gedächtnis geblieben ist. Das folgende kann jederzeit in vollem Namen belegt werden.

Magistratsdirektor Dr. C. wurde, nachdem man ihn blutig geschlagen hatte, getötet, indem man ihm einen Schlauch in das rectum einführte, und ihm solange kaltes Wasser unter Druck in den Darmeinströmen liess, bis er starb.

Ing. H. wurde zweimal aufgehängt und zweimal wieder abgeschnitten, dann mit einer Riemenpeitsche mit Bleikugeln geschlagen, dass das Gebiet vom musculus glutaus maximus abwärts

bis zur Achillessehne ein anatomisches Präparat von bloss gelegten Muskeln, Sehnen, Blutgefässen und Nerven war. Darin wimmelten in den heissen Sommertagen tausende von Fliegenmaden. Diese Methode jemand langsam sterben zu lassen, war eine der häufigsten. Drei Monate hindurch waren alle ~~Kx~~ Marodenzimmer mit derart~~i~~ zuggerichteten Menschen belegt. Sie starben alle.

Der furchtbarste Fall war ein dreizehnjähriges deutsches Mädchen, das vergewaltigt worden war und dem davon eine 30 Zentimeter lange Darmschlinge aus der Scheide hing.

Wegen eines "Aufbegehrens" gegen ein Mitglied der Wachmannschaft wurde der Schlesier Ingenieur K. ohne Gerichtsverfahren mit dem Tode durch Erhängen bestraft. ~~Zumvollzug~~
~~des Hinrichtens~~ Vor dem Galgen waren alle Insassen des Lagers aufmarschiert, auch die Kinder. Vor der Leiche, die fünf Tage hängen blieb, mussten abwechselnd zwei Deutsche je zwei Stunden knien, mit erhobenen Händen den Leichnam betrachten. Fiel einem das Kinn vor Erschöpfung auf die Brust, wurde er geschlagen.

An zwei aufeinander folgenden Tagen wurden die 68 alten Leute des Altersheims Olmütz, die geschlossen nach dem 8. Mai 1945 auf Leiterwagen in das Lager gebracht worden waren, in der Nacht von 17 bis 19jährigen Wachmannschaften einfach zusammengeschossen, weil sie alt und unnütz waren. Ich habe heute noch das grauenvolle Wimmern der letzten dreizehn alten Weiblein im Ohr - die älteste war 92 alt und blind - als ~~sie~~ man sie roh und unter den Schimpfworten "deutsche Säue, germanische Huren" aus der Baracke zur Exekution zerrte.

Die Erinnerungstage von Lidice, Jezaky, Javoricko und der Nationalfeiertag des Johannes Huss waren Schreckenstage und

-nächte. An diesen Tagen wurden auch Frauen auf den völlig entblößten Unterkörper geschlagen. Bei einigen war die seelische Depression so tief, dass sie sich nach einer Periode der Melancholie am Fensterriegel erhängten oder sich im Becken des Luftschutzwasserreservoirs ~~erhängten~~ ertränkten.

Ein Tag brachte uns alle Frauen, Kinder und Säuglinge des deutschen Dorfes Bennisch - 285 an der Zahl -. Auch sie lagen auf blosser Erde. Viele Kleinkinder starben aus Mangel an Milch, denn auch für sie gab es nur schwarzen Kaffee... Ich beeide, dass der Bericht die lautere Wahrheit ist."

ZS/A-2 / 10 - 159

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

U n g a r n

B. Abt.
St. Guderian

Hitler wollte aber auch hier wieder die drohende Gefahr nicht sehen. Er war der felsenfesten Überzeugung, dass der Russe seinem alten politischen Ziel nachstrebte und über die Donau nach Bulgarien, wahrscheinlich nach den Dardanellen vorstossen würde. Scheinbar gaben die Ereignisse Hitler zunächst Recht. An der ungarischen Front verhielt sich der Russe fürs erste passiv. Dagegen überschritt er die Donau nach Süden und ging in der Richtung auf Sofia vor. Durch diese Entwicklung erfuhr die Lage der Heeresgruppe Friesner in Ungarn eine gewisse Entspannung, aber sie war auch der Anlass dafür, dass der Heeresgruppe keine Verstärkungen zugeführt wurden, obgleich ihre letzte Armee so gut wie zerschlagen war. Als einzige Unterstützung wurde dem Generaloberst Friesner schliesslich eine Division aus Jugoslawien bewilligt, die mühsam per Fussmarsch auf Wegen herangezogen werden musste, wie sie für den Balkan kennzeichnend waren.

Die Heeresgruppe konnte sich der Beurteilung der Lage durch ihren obersten Befehlshaber Adolf Hitler in keiner Weise anschliessen. Sie war sich darüber völlig klar, dass in Kürze ein schwerer Angriff aus Rumänien nach Ungarn hinein erfolgen musste. Ihre dauernden Vorstellungen beim OKH zeitigten den Erfolg, dass der General Wenck von Guderian zur Rücksprache nach Ungarn entsandt wurde. Der Erfolg der Rücksprache mit ihm war, dass der Heeresgruppe vier Panzerdivisionen in Aussicht gestellt wurden.

Inzwischen war der Russe nun doch nach Ungarn hinein angetreten. Die schwachen Stellungen, die aus den Resten der 6. Armee und ungarischen Verbänden im nördlichen Siebenbürgen aufgebaut waren, wurden unter grossen Schwierigkeiten von ihm durchstossen. Dann brach er mit einer Panzerarmee in die Ebenen Ungarns in Richtung auf Debrzyn vor, um Stoss auf Budapest anzusetzen. Gerade in diesem Augenblick

trafen die Anfänge der zugeführten Panzerdivisionen ein. Sie fassten die russischen Panzer in den Flanken und schnitten ihnen ihre Rückmarschwege ab. Guderians Herz schlug in Erinnerung an diese Erfolge seiner geliebten Panzerwaffe schneller. Aber auch hier waren die deutschen Panzer zu schwach, um den Feind völlig vernichten zu können. Seine Angriffskraft hatten Sie jedoch für einen gewissen Zeitraum gebrochen. In jenen Tagen war ausserdem noch der Versuch Ungarns gekommen, von der deutschen Seite abzufallen. Die beiden an der Front führenden ungarischen Befehlshaber hatten sich gegen ihre deutschen Kameraden gestellt und versucht, sie in die Gewalt der Russen zu bringen. Aber dieser Ausbruchversuch war schnell verhindert. In raschem Zugriff hatte Hitler sowohl die politische Spitze, den Admiral Horthy, beseitigt und durch Salascy ersetzt und auch die ungarischen Truppen schärfer unter deutschen Befehl genommen. Aber von ihnen war nicht mehr viel zu erwarten. Nachdem die Hälfte von Ungarn verloren war, hatten ^{Eifer} sie den ~~Widerstand~~ für die deutsche Sache verlassen. Immer lauer wurde ihr Widerstand, immer geringer ihre Abwehrleistungen. Darunter hatten auch die deutschen Verbände zu leiden. Schritt für Schritt rückte die Front immer näher an Budapest heran.

Budapest war noch nie in seiner Geschichte auf dem Ostufer der Donau verteidigt worden. Stets hatte sich die Verteidigung auf den höher gelegenen Teil an Westufer des Flusses, Buda, beschränkt. Jetzt nun forderte aber sowohl Hitler wie Salascy die Verteidigung der Gesamtstadt, denn die Krone Ungarns dürfe dem Feind nicht kampflos in die Hand fallen. Wurde jedoch Budapest in ganzem Umfang in die Verteidigung einbezogen, so erforderte dieses weit mehr an Truppen, als sie die Heeresgruppe für diesen Zweck bereitstellen konnte. Bei der Bedrohung ihres Südflügels, die zu diesem Zeitpunkt vorhanden war, entschloss sich Generaloberst Friesner, eine SS-Division aus Budapest herauszunehmen und an die Gefahrenstelle zu verschieben.

Diese Massnahme der Heeresgruppe, die nicht im Einklang mit den Absichten Hitlers in Bezug auf Budapest stand, wurde dem obersten Befehlshaber sogleich durch Himmler gemeldet. Auf der Stelle wurde Generaloberst Friesner abgesetzt; die Führung der Heeresgruppe erhielt der General Wöhler. Nun war inzwischen Budapest eingeschlossen. Guderian hatte noch einmal ein SS-Korps unter dem Obergruppenführer Gille mit den Panzerdivisionen Wiking und Totenkopf zur Verfügung stellen müssen, um es wieder zu befreien. Der Angriff dieses Korps war befriedigend vorwärts gekommen, aber nicht so schnell, wie man es im Führerhauptquartier erhofft hatte. Gegen den Rat der Heeresgruppe hatte darauf Hitler eine Umgruppierung des Korps vom Norden Budapests nach dem Süden angeordnet. Der Erfolg war, dass auch dieser Versuch nicht durchschlug, sondern dass der Feind Zeit gehabt hatte, sich auch auf der neuen Front gegen einen Angriff stark zu machen. So war Budapest innerhalb des Einschliessungsringes geblieben und der russische Angriff frass sich in der Stadt von Häuserblock zu Häuserblock nach der Mitte hin zu. So tapfer sich auch die Verteidiger in ihrem Kessel wehrten, so war es doch abzusehen, dass auch dieser Kampf auf die Dauer aussichtslos war und nichts anderes erreichen konnte, als dass eine weitere blühende Stadt in Flammen aufging oder in Trümmer gelegt wurde.

ZS/A-2 / 10 - 163

WZ

Anhang 2: Verschiedene Einzeldokumente

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Abschrift!

Geheime Kommandosache

HQ., den 9.11.1944

Der Chef des Generalstabes
des Heeres
Nr. 4039/44 g.K.

Lieber, sehr verehrter Herr Reinhardt !

Ihren Brief vom 7.11.44 I a Nr. 15946/44 g. Kdos. habe ich erhalten. Ich vermag in dem von Ihnen angeführten Aufruf keine Herabsetzung des Heeres zu erblicken, bin vielmehr der Überzeugung, dass damit lediglich eine besondere Ermunterung des Volkssturmes gemeint war, die dazu dienen soll, diesen jungen Improvisationen einen gewissen inneren Halt zu verleihen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Gauleiter Koch mit dem Aufruf das beabsichtigte, was Sie darin erblicken. Aus diesem Grunde sehe ich mich ausser Stande, die von Ihnen gewünschten Schritte zu tun.

Sie können versichert sein, dass ich mich in jeder Beziehung vor das Heer und seine Führer stellen werde, wenn es berechtigt und notwendig ist. Ich bitte aber, mich nicht zu zwingen, Schritte zu unternehmen, die das Gegenteil der gewünschten Wirkung zur Folge haben müssen. Die Ereignisse der letzten Monate lassen sich nicht von heute auf morgen aus der Welt schaffen, und wir können nur durch eine geduldige und langwierige Arbeit den in diesen unseligen Monaten verlorenen Boden wiedergewinnen.

Ich wäre ausserordentlich dankbar, wenn Sie es über sich gewännen, mich in dieser Hinsicht zu unterstützen und sich nicht persönlich verhängern lassen wollten. Ich weiss genau, wie Sie es meinen und bitte, mir daher nicht zu verübeln, wenn ich Ihnen ungeschminkt meine Ansicht sage.

Mit kameradschaftlichen Grüßen und Heil Hitler!

Stets Ihr getreuer
Guderian

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

Abschrift!

Auszug aus dem Gau-befehl Nr. 19a/44

An der ostpreussischen Grenze kämpfen die tapferen Soldaten der deutschen Wehrmacht, um die Verteidigung unserer Heimat. Die Männer des Deutschen Volkssturms bis ins Greisenalter hinein sind in diesen Tagen mit dem Gewehr in der Hand in die Stellungen gezogen....

deutsche Frauen jeden Alters aus allen Ständen und Berufen sind an die Stelle des Mannes getreten....

Befremdend wirken in diesen Tagen zahlreiche Wehrmacht-angehörige, die weitab von der Front die Dörfer und Städte überschwemmen haben und dort ein F+appenleben führen. Das Volk bezeichnet zahlreiche von ihnen als Deserteure, die nicht mehr kämpfen wollen. Es ist unverständlich, dass in einer Zeit die von jedem das letzte verlangt, junge, kräftige Männer nahezu tatenlos 100 und 200 km Hinter der Front herumlungern. Mag es sich im einzelnen auch um Einheiten handeln, die aufgef+rischt werden müssen, so ist doch der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, dass die Masse von ihnen dem Kampfe aus dem Wege gehen will. Es ist wahrscheinlich und in einzelnen Fällen erwiesen, dass sich unter diesen feindlichen Agenten befinden, die im Volke Niedergeschlagenheit und Panik verbreiten. So haben gestern in Insterburg Soldaten durch Erzählen von Schauernachrichten die Bevölkerung in Panik zu setzen versucht. Diese herumlungernenden Soldaten sind eine militärische und politische Gefahr und eine psychologische Belastung für unsere Frauen.

Sie müssen reinlich geschieden werden in Soldaten, die kämpfen wollen bzw. für einen künftigen Kampf rüsten und in solche, die dem Kampfe aus dem Wege gehen. Den ersteren gehört

unsere Liebe und Fürsorge, den letzteren gebührt unsere Verachtung und die Todesstrafe.

In den Anfängen unserer Geschichte ist es Brauch gewesen, dass germanische Frauen jeden zurückweichenden Krieger erschlugen. Diesen feigen Deserteuren gebührt der Hass, die Verachtung und die Wut der deutschen Frau. Das soll jede Frau wissen, danach soll sie sich richten.

Der Führer hat mich beauftragt, in Zusammenarbeit mit den höchsten militärischen Kommandobehörden diesen unhaltbaren Zustand zu beseitigen. Ich weise die Honeitsträger als Führer des Volkssturms an, zu einer von mir für die nächsten Tage bestimmten Stunde zusammen mit Organen der Wehrmacht und der Polizei durch den Volkssturm schlagartig festzustellen, wo sich Einheiten der Wehrmacht befinden, gleichgültig, ob in Einzelquartier, in geschlossenen Gruppen und grösseren Einheiten, auf Bahnhöfen, auf dem Marsche, in Wäldern usw. Jeder Soldat und jeder Truppenteil hat nach seiner Feststellung an dem Ort zu bleiben, an dem er sich befand. Durch vom Führer beauftragte Frontoffiziere wird dann in jedem einzelnen Fall festgestellt werden, ob es sich hier um wirkliche Soldaten handelt, um überflüssige Trossknechte oder sogar um Deserteure. Offiziere sind in der gleichen Weise zur Rede zu stellen. Offiziere, die ihre Einheit verlassen haben, werden erschossen, Soldaten als Deserteure werden nach dem gleichen Grundsatz behandelt. Denn an der Front kann man sterben, als Deserteur muss man sterben.

Die überflüssigen Trossknechte werden zu besonderen Marsch-otln. zusammengefasst und den an der Front kämpfenden Einheiten zugeführt. Es ist dabei gleichgültig, zu welchem

- 3 -

Wehrmachtteil der einzelne Trossknecht gehört.

Ich erwarte, dass bei dieser auf Befehl des Führers durchgeführten Massenahme der Ostpreussische Volkssturm seine Einsatzbereitschaft beweist und dass ~~er~~ jeder einzelne Volksturm- und vor allem jeder Volksturm-Führer als echter Nationalsozialist hart und unerbittlich im Dienste des Führers die Pflicht tut.

Heil Hitler !

gez.: Erich Koch
Gauleiter

Institut für Zeitgeschichte – Archiv

A b s c h r i f t

22.5.1945

An die deutsche Bevölkerung!

Der von Hitler/^{verbrecherisch}begonnene Krieg ist zu Ende

....
Aber die Vereinten Nationen tasten die friedliche Bevölkerung Deutschlands nicht an und werden sie nicht antasten, wenn diese die Forderungen der Militärbehörden loyal erfüllt.

Jeder Deutsche, unabhängig von seiner sozialen Lage, seiner Rasse und seinem Glaubensbekenntnis, der sich loyal gegenüber der Roten Armee verhält, kann seine Tätigkeit in Ruhe fortsetzen, über sein Eigentum verfügen, den Gottesdienst ausüben....

Der Zivilbevölkerung der von der Roten Armee besetzten Gebiete droht keinerlei Gefahr....

Zur Herstellung des normalen Lebens in den von der Roten Armee besetzten Gebieten Deutschlands werden in den Städten und Dörfern aus Ortseinwohnern deutsche Verwaltungen eingesetzt...

Die Rote Armee bringt den Frieden allen Deutschen, die mit der Hitlerclique gebrochen haben und zur friedlichen Arbeit zurückgekehrt sind.

22.5.1945,

Der Kommandant der Roten Armee

Veröffentlicht in "Amtlichen Nachrichten für Stadt und Kreis Glatz",

Mittwoch, den 23.5.1945

Aus einem Aufruf in deutscher Sprache, der erst im August 1945 beim Bürgermeister von Pohldorf, Kreis Glatz, aushängt:

.... Bereits im April 1945 ist ein

Beauftragter der Republik Polen

für das durch die siegreichen Waffen der Verbündeten und Polen wiedereroberte urslawische Gebiet Niederschlesien eingesetzt worden...

Es war durch Gewalt und Hinterlist germanisiert worden und wir nun dem

- 2 -

polnischen Volke zurückgegeben...

Den Bewohnern wird die Möglichkeit gegeben, zum Polentum zurückzukehren, für das die besten Töchter und Söhne dieser urslawischen Gebiete geblutet haben.

gez. Mag. St. Piaskowski

Am 8.8.45 liessen sie uns vom Kommandanten in Ohldorf einen Reisepass nach Breslau ausstellen, wohin wir, über Jordansmühl, ursprünglich reisen wollten.

Am 30. Juni 1946 veranstaltete die Republik Polen ein Urabstimmung über drei Fragen: Diese lauteten gemäss den Anschlägen:

.....

Die Ausweisung der deutschen Bevölkerung aus Niederschlesien.

Der Vizewojwode in Breslau gibt unterm 7.4.1946 bekannt:

(auszugsweise notiert):

1. Auf Entschluss der Interall.Kontroll-Kommission beginnt in den nächsten Tagen die Repatriierung der deutschen Bevölkerung Niederschlesien nach der englischen Okkupationszone.
2. ... mit der polnischen Eisenbahn. Sammelpunkte zur Einwaggonierung. Die Eisenbahntransporte stehen unter dem Schutze polnischer Militärabteilungen. Bei jedem Zuge befinden sich 2 Sanitätswagen.
3. Mitzunehmen sind: Bekleidung und Gepäck, das jeder persönlich tragen kann; Lebensmittel für etwa 14 Tage, da unterwegs Lebensmittel nicht zu kaufen sein dürften.
4. Keine Handwagen in den Zügen.
5. Schmuck und Wertgegenstände für den eigenen normalen Bedarf. Persönliche Urkunden und Dokumente. Deutsches Papiergeld. Verbot fremder Valuta.
6. Umwechslungsgelegenheit an den Sammelpunkten.
7. Gepäckkontrolle nur an den Sammelstellen und bei Tageslicht.

-3-

8. Verbots Wohnstätten zu zerstören....

9. Beraubung der Transporte steht unter Standrecht...

Besondere Bestimmungen auf Wunsch der englischen Kommission in
Kohlfurt:

1. Bedingung, Gebett und Kochgeschirr mitzunehmen.

2. Deutsche Banknoten bis 500 RM für die erwachsene Person.

Keine anderen Valuten. Keine Wertpapiere.

Institut für Zeitgeschichte - Archiv



Institut für Zeitgeschichte - Archiv